Julius
merkwürdige
Abentheuer
auf seinen Reisen in
fremde Welttheile.

Ein Buch
zur Beförderung der Länder- und Völkerkunde
unter der Jugend

vom
Verfasser der Erzählungen für das erste
Kindesalter.

Zweiter und lezter Theil.

Nürnberg,
bei Gustav Philipp Jakob Bieling.
1814.

Inhalt
des zweiten Theils.

Seite

XXVII. Julius schifft sich aufs neue mit einem Ostindienfahrer ein. Sie werden von widrigem Winde nach den Inseln des grünen Vorgebürges getrieben. Aufenthalt zu St. Jago. Handel mit den Insulanern. 1

XXVIII. Die Feuerinsel. Ein Matrose vergeht sich gegen seine Vorgesezten. Beschreibung der Bissaos-Eilande, unweit der Küste von Senegambien. 6

XXIX. Aufruhr im Schiff. Folgen desselben. Sie werden durch Nothschüsse zu einem Portugiesischen Kriegsschiff gerufen. . . 15

Seite

XXX. Das gestrandete Kriegsschiff wird ausgeladen und flott gemacht. Zahlreiche Vögelkolonien auf der wüsten Insel. Julius schifft sich nach Kap-Korse auf der Goldküste ein. 21

XXXI. Es wird von den Portugiesen ein englisches Schiff angehalten. . . . 28

XXXII. Die Verbrecher werden vor Gericht gezogen. Excursionen nach Stadt Sabou. Es wird ein Buschhund erlegt. Hochzeitfeierlichkeiten der Neger auf der Goldküste. 34

XXXIII. Die Dörfer um Sabou werden von dem Feinde überfallen. Julius und Emmerich ziehen mit den Schwarzen zu Felde. Verheerungen, womit die Negerkriege begleitet sind. Julius versinkt mit samt seiner Hütte in die Erde. . . . 43

XXXIV. Rückreise. Hinrichtung der Seeräuber. Abreise nach der Sklavenküste. Anstalten zu einer Reise nach Dohamei. Schlangentempel zu Sabi. . . . 52

Seite

XXXV. Eine Missethäterin wird hingerichtet. Wilde Thiere in den Städten von Dahomei. Der Aguti. Einzug zu Abomei, der Hauptstadt von Dahomei. . . 58

XXXVI. Ankunft zu Abomei. Blutige Feierlichkeiten an dem Hofe des Königs. . 66

XXXVII. Der Wind Harmattan. Der Pallast des Königs geräth in Brand. Es werden Geschenke unter das Volk ausgeworfen. Rükreise nach der Faktorei. Tod des Königs. Unordnungen, womit er begleitet ist. . 77

XXXVIII. Julius sezt seine Reise fort. Erzählung von dem Königreich Loango und Kongo. Ein Engri oder Kongoischer Tieger wird erlegt. 85

XXXIX. Ankunft in Angola. Thiere in diesem Land. Ein Skorpion wird genöthigt, sich selbst zu tödten. Gesang, Tanz, Puz, Lebensart der Angolaner. Julius und sein Freund werden freundlich unter ihnen aufgenommen. 97

XL. Gözen in Angola. Priester, Feuerprobe, Begräbniß, Feierlichkeiten. . . 104

Seite

XLI. Schreklicher Sturm. Das Schiff strandet an der afrikanischen Küste. . . 109

XLII. Es wird von Julius und seinen Begleitern das Land untersucht. Sie schießen eine Hiäne. Das Schiff wird vollends ausgeräumt. Neues Unglük, das sie betrifft. 115

XLIII. Die Mannschaft trennt sich von dem Kapitain. Sie sucht die Kapstadt zu Land zu erreichen. Große Heerden Antelopen. 124

XLIV. Fortsezung der Reise. Sie treffen einen von einem Löwen erwürgten Landesbewohner an, und retten einen andern. Ankunft bei einer Horde wilder Nomaden. Vortheilhafter Handel mit denselben. . . 131

XLV. Staunen der Wilden über die Feuerrohre unserer Reisenden. Es wird ein Scheibenschießen veranstaltet. Bewunderung, welche ein Dudelsak, eine Uhr, ein Fernrohr, bei ihnen erregten. . . . 140

XLVI. Bewunderung, welche die Schreibekunst unter den Wilden erregt. Unsere Reisen-

Seite

den verlassen die Brigudis. Straußeneier und brütende Sträuße. Nachricht von diesem Vogel. 150

XLVII. Fortsezung der Reise. Ankunft bei den Huswanas. Gute Aufnahme, die unsere Reisenden bei diesem Volke finden. Ein Mädchen wird von ihrem Vater für eine Kuh verkauft. 157

XLVIII. Reise durch die Gebirge der Huswanas. Fürchterlicher Südostwind. Ankunft bei den Kabobinquas. Vortheilhafter Handel mit diesem Volke. Einige Wilde werden durch einen Schuß verwundet. Besorgnisse, die dadurch erregt werden. . 166

XLIX. Schilderung der Kobobinquas. Büffelheerden an ausgetrokneten Flüssen. Ankunft bei den Koraquas. Schilderung dieser Horden. 176

L. Aufenthalt unter den Groß-Namaquas. Charakter dieses Volkes. Sie erreichen den Oranie-Strom. Ihr Vieh wird ihnen von den Buschmännern weggetrieben. Sie sezen ihnen nach. 184

Seite

LI. Gefecht mit den Räubern. Sie erkämpfen sich ihr Vieh wieder 192

LII. Eintritt der Regenzeit. Ihre Ankunft in der Kapstadt. 201

LIII. Beschreibung der Kapstadt. Schilderung ihrer Bewohner. Es wird der Tafelberg bestiegen. Entflohene Sklaven auf demselben. 206

LIV. Kap- oder Konstantiawein. Südoststürme auf dem Kap. 213

LV. Fortsezung der Reise. Madagaskar. Ankunft in Bombay. 216

XXVII.

Julius schifft sich aufs neue mit einem Ostindienfahrer ein. Sie werden von widrigem Winde nach den Inseln des grünen Vorgebirges getrieben. Aufenthalt zu St. Jago. Handel mit den Insulanern.

Schon lag unser Ostindienfahrer segelfertig. Wir hatten kaum noch Zeit, unsern Freunden Lebewohl zu sagen, und dem Gouverneur des Fortes unsern Dank und unsere Verehrung zu bezeugen. Sobald dieß geschehen und unsere übrigen kleinen Geschäfte beseitiget waren, gingen wir zu Schiff, und gleich am folgenden Tage segelten wir ab.

So günstig uns der Wind bis auf die Höhe des grünen Vorgebirges war, so schnell wendete er sich hier. Er blies uns mit solcher Heftigkeit entgegen, daß er uns nöthigte, der Insel St. Jago zuzusteuern, und dort besseres Wetter abzuwarten.

Der Kapitain unsers Schiffes benuzte den Aufenthalt auf dieser Insel zu besserer Verproviantirung seines Schiffes. Wir stiegen mit ihm an das Land. Er machte dem portugiesischen Gouverneur zu Rebeira grande, als einem Freund der englischen Nation, seine Aufwartung, und erhielt leicht von ihm die Erlaubnis, Schlacht- und Federvieh für sein

Schiff einzutauschen. Sogleich wurde ein Ausrufer in der Stadt umher geschikt, der bekannt machen mußte, daß in dem Hafen ein Schiff Lebensmittel einzukaufen gedächte, und jeder, der Vieh und Erfrischungen zu verhandeln gesonnen sey, sich den folgenden Tag am Ufer einzufinden habe.

Die Zeit bis dahin benuzte ich mit meinem Freund zur Besichtigung der Stadt und der Gegend.

Die Eingebornen auf St. Jago haben krauses Haar, wie die Neger von Senegambien, und eine schöne schwarze Farbe. Sie sind gut gewachsen und gegen Fremde ganz freundlich, aber diebisch und tükisch.

Abends, nach unserer Ankunft, da ich hinter Emmerich, der mir voraus ging, etwas zurük geblieben war, holte ich ihn eben in dem Augenblik ein, wo von zwei Schwarzen, die mit ihm redeten, der eine ihm mit großer Geschiklichkeit sein Schnupftuch aus der Tasche zog und es unter seine Kleider verbarg. Ich fragte Emmerich, ob er nichts vermisse; er langte mit der Hand in seine Tasche und fand sein Tuch nicht. Die zwei Schwarzen stellten sich ganz unbefangen, als wüßten sie von nichts. Unversehens pakte ich aber den Thäter und schrie: Kerl, du bist der Dieb! In eben dem Augenblik riß ich ihm das gestohlene Schnupftuch unter den Kleidern hervor, und stellte es Emmerich wieder zu. —

Meine That war übereilt; denn in einem fremden Lande sich einer solchen Kleinigkeit wegen lebensgefährlichen Händeln auszusetzen, ist wider alle Klugheit. Ich fühlte das gar bald; die ganze Geschichte nahm aber einen glüklicheren Ausgang, als wir es hoffen durften. Mehrere Portugiesen, die durch das Gezänke herbeigezogen worden waren, nahmen sich unser an; beide Neger wurden arretirt, und der Thäter empfing auf Befehl des Gouverneurs zum Lohn für seine Geschiklichkeit eine tüchtige Tracht Schläge.

Sprache und Anzug der schwarzen Bewohner von St. Jago ist nunmehr halb portugiesisch. Aber nur wenige unter den Männern sind so gut gekleidet, daß ihre Blöse ganz bedekt wäre; entweder sind die Schultern, oder der Rüken, oder die Beine, bei manchem oft alles blos. Hat einer von ihnen einen alten Hut mit einer Quaste, ein Paar weiße Aermel, ein Kamisol oder einen aufgeschlitzten Rok, ein Paar alte Hosen, mit einem unförmlichen Schwerdt an der Seite und einem Wurfspies in der Hand — sollte er auch gleich ohne Strümpfe und Schuhe seyn, so schreitet derselbe doch mit einer so wichtigen Miene einher, als wäre er der größte Edelmann in Portugal.

Die Weiber haben dike aufgeworfene Lippen; sie sind fleischiger, klüger und nicht so schön als die

Männer. Ihr Kopfpuz ist ein Stük Tuch, das sie um die Haare winden; Brust und Rüken ist blos. Statt eines Rokes schlagen sie um die Lenden ein Stük dünnen Zeug, der bis auf die Füße herab hangt, die ebenfalls blos sind. Unter den Vornehmen tragen einige Armbänder und Halsbänder, und in den Ohren falsche Steine. Von dem Kopfe bis zu den Füßen hangt eine Art von Schleier bis über ihre langen Aermel herab, und ein enger Rok umhüllt ihre Lenden.

Als wir uns den nächsten Morgen nach dem Ufer verfügten, war der ganze Strand mit zerlumpten Kaufleuten angefüllt. Einige boten Pomeranzen, Limonien, Kokosnüsse, Bananas und dergleichen feil; andere saßen da mit ein Paar jungen Hühnern in der Hand, oder einer Ziege zwischen den Beinen; noch andere hielten eine junge Meekaze auf dem Schoos, oder hatten ein Schwein an den Arm gebunden. Unsere Bootsleute waren bereits sehr geschäftig; sie verhandelten an diese Leute zerlumpte Hemden, Müzen, Hüte, alte Kästen, und tauschten dafür ein, was sie nur wollten: Alles hatte da seinen Werth. Nichts aber ging besser ab, als alte Kleider; abgetragene Lumpen wurden mehr gesucht, als alle andere Waaren. Die Neger puzten sich damit, und thaten sich ungemein viel auf ihren Staat zu gute. Mit einem ausgeflikten Kittel und

einem zerlumpten Paar Hosen traten sie so stolz auf, als der vornehmste Europäer in einem goldbordirten Scharlachkleid. — Nächst den alten Kleidern fanden Messer und Scheeren den besten Abgang, und es ließ sich viel vortheilhafter damit handeln, als mit baarem Gelde. — Meine Kiste mit solchen Waaren und anderem Tand würde mir hier wohl zu statten gekommen seyn, wenn sie im Schiffbruch nicht verloren gegangen wäre. So aber mußte ich mich begnügen, ein bloßer Zuschauer der einträglichen Geschäfte unserer Matrosen zu bleiben.

Der Inseln des grünen Vorgebirges sind zehn an der Zahl. Die meisten sind mit immer grünen Bäumen bewachsen, woher auch ihr Name entsprungen ist; meistens aber sind sie unangebaut und menschenleer. Kaum enthalten alle zusammen genommen funfzehn bis sechzehntausend Seelen. Sie liefern Salz, Reis, Ziegenhäute, edle Früchte auch etwas Indigo, Baumwolle und Zuker.

Wir hielten uns in dem Hafen von St. Jago nicht länger auf, als bis ein günstiger Wind eintrat; ungesäumt wurden hierauf die Anker gelichtet und dem Vorgebirge der guten Hofnung zu gesteuert.

XXVIII.

Die Feuerinsel. Ein Matrose vergeht sich gegen seine Vorgesezten. Beschreibung der Bissaos Eilande unweit der Küste von Senegambien.

Unbesorgt überließen wir uns in der ersten Nacht nach unserer Abfahrt von St. Jago der Ruhe, als wir plözlich durch ein entsezliches Geprassel, daß an Stärke das Brüllen des Donners weit übertraf, aus unserm Schlummer gewekt wurden. Erschroken fuhren wir von unsern Schlafstellen auf, und erblikten den Himmel und die ganze See voll Feuer. Eine Flammensäule wirbelte ungestümm aus einem uns gegenüber liegenden Berge, und verlor sich in purpurfarbne Rauchwolken. Wir sahen, daß wir uns einem Vulkan gegenüber befanden, mit dem es in dieser Nacht zu einem Ausbruch gekommen war. Es war der feuerspeiende Berg auf der Insel del Fuego, einem der Capverdischen Eilande, das zunächst an St. Jago liegt. Das Meer war in heftiger Bewegung; ein glühender Lavastrom ergoß sich in dasselbe, und Asche, Steine, Felsenstüke flogen weit und breit in der Luft umher. Unser Schiff schwankte heftig, und wir waren in nicht gringer Gefahr, in den brennenden Steinregen zu gerathen. Wir suchten uns daher so schnell als möglich aus dieser bedenklichen Gegend zu entfernen und mehr ostwärts zu steuern. Bald waren wir in

völliger Sicherheit, und uns blieb blos das Vergnügen, aus weiter Ferne ohne alle Gefahr das Toben des Berges mit anzusehen, und den unterirrdischen Donner zu hören, womit es begleitet war.

Die Nacht ging vorüber, und die Insel del Fuego kam uns aus den Augen.

Bald nachher ereignete sich auf unserm Schiffe ein Vorfall, der die traurigsten Folgen für uns hatte. Ein Matrose war unzufrieden mit der Portion, die ihm gereicht wurde, und wollte sie von dem Proviantmeister nicht annehmen. Dieser bestand darauf, sie seyn icht schlechter als alle andern, und er müsse sich damit begnügen; es entstand darüber ein heftiger Wortwechsel, und der wüthende Bootsmann ergriff endlich seinen Napf mit allem, was darin war, und warf ihn dem Proviantmeister an den Kopf. Alle Offiziere, auch der Kapitän, eilten herbei; die Wache wurde gerufen, und erhielt Befehl, den rasenden Menschen zu arretiren. Er widersezte sich, und es war kein Unnahme, womit er nicht den Kapitän und alle seine Vorgesezten belegte. Sein Widerstand war jedoch vergeblich; er wurde überwältigt, kreuzweise geschlossen und in den untern Schiffsraum eingesperrt, wo er acht Tage lang bei Wasser und Brod liegen bleiben mußte. Der Mensch hatte eine stolze rachgierige Seele. Er warf von jener Zeit an einen unversöhnlichen Haß auf den Kapitän, und

konnte ihm die erlittene Beschimpfung nie verzeihen. Der Kapitän aber achtete seinen Zorn nicht, und blieb vielleicht allzusorglos dabei.

Wir sezten indessen unsere Reise fort, und suchten uns dieselbe durch unterhaltende Gespräche und Lektüre, so viel wir konnten, zu verkürzen. Es ist schwer, sich auf dem weiten Meere, wenn das Auge nichts als Himmel und Wasser erblikt, und nicht in der geringsten Veränderung Zerstreuung findet, sich der Langenweile zu erwehren. Die Reisen, die lange Erfahrung unseres Schiffskapitäns, und die Erzählungen, zu welchen sie Veranlassung gaben, waren immer das angenehmste Mittel dagegen. Er hatte schon öfters die Westküste von Afrika beschifft und sich lange zu Bissao bei den Portugiesen aufgehalten; er zeigte uns auf der Karte die Lage dieses Reiches, das aus dreizehn Inseln besteht.

Ich wurde in den Angelegenheiten des Gouverneurs von St. James in diese Gegend geschikt, sprach er. Sie sahen, daß St. James eine kleine Insel an dem Ausfluß des Gambiaflusses ist, wo wir Engländer ein starkes Verkehr mit den dasigen Schwarzen, den Mandingos, haben. Es wird dort eine Menge Baumwolle, Reis und Tabak gebaut, die wir wohlfeil einkaufen und theuer wieder verhandeln.

Die Mandingos, die sich auch Soses oder Susoer nennen, sind ein betriebsames Völkchen, wo die Weiber fleißig spinnen und wirken. Sie gehen daher auch meistens ganz anständig in Kattun gekleidet, indeß die Schwarzen an dem Senegal mehrentheils nakt sind. Nur Schade, daß ihnen nicht recht zu trauen ist; sie sollen geschikte Giftmischer seyn, und auch giftige Pfeile führen. Sich einander vergiften, heißt nach ihrem Ausdruk, sich todt zaubern. Sind nun Gründe vorhanden, aus welchen sich schließen läßt, daß jemand an Gift gestorben ist, so öffnet man die Leiche, und wenn sich wirklich Spuren der Vergiftung — oder des Todtzauberns — zeigen, so wird ohne Gnade, nicht der Giftmischer, sondern der vergiftete Körper, verbrannt. Wer aber eines natürlichen Todes gestorben ist, der wird begraben. — Doch ich wollte ihnen gar nicht von den Mandingos, sondern von dem Reich Bissao erzählen, wo es noch schlimmer zugeht.

Sie sehen, daß die Bissao- oder Bissagos-Eilande etwas südlicher als das Fort St. James liegen. Der Kaiser von Bissao herrscht despotisch über seine Unterthanen wie alle Negerkönige. Er ist unumschränkter Herr über ihr Leben, und hat wenig Achtung für ihr Eigenthum. Wenn ihm z. B. ein Schwarzer das Haus seines Nachbars schenkt, so nimmt es der Kaiser ohne alles Bedenken

an, läßt sogleich Besitz davon ergreifen und die Familie des Eigenthümers daraus verjagen. Will es der ehemalige Besitzer wieder haben, so muß er es dem Kaiser abkaufen. Was thut er nun aber? Er geht hin und schenkt dem Regenten auch das Haus desjenigen, von dem zuerst sein Haus verschenkt wurde. Eben so, wie ihm, geht es nun auch dem andern. Er wird aus seinem Eigenthum geworfen, und muß es, wenn er es nicht auf immer verlieren will, dem Kaiser wieder abkaufen. — Ich will nicht behaupten, daß alle Regenten von Bissao solche Ungerechtigkeiten ausüben; sie sind aber sämtlich bald mehr, bald weniger Tyrannen ihres Volkes, und ihre Unbilligkeit erstrekt sich auch bis auf die Europäer. Während weines Aufenthalts zu Bissao gab der damalige Kaiser einem Portugiesen einen Sklaven in Verwahrung. Nach einigen Tagen erhing sich der Sklave. Nun fragte sichs, wer sollte den Verlust tragen? Der Billigkeit nach niemand anders als der Kaiser. Dieß wollte er aber durchaus nicht. Er gab Befehl, daß der todte Leichnam so lange in des Portugiesen Hause liegen bleiben sollte, bis dieser einen andern Sklaven beigeschafft haben würde. Wegen des unerträglichen Gestanks, der bald durch den modernden Leichnam entstand, mußte der Portugiese sich endlich doch noch dazu bequemen.

Ein andermal entliefen zwei Sklaven, die der Kaiser verkauft hatte, ihrem neuen Herrn, und wurden von den Soldaten wieder eingefangen. Der Billigkeit nach hätte er sie zurük geben sollen; allein er verkaufte sie ohne Bedenken zum zweitenmal an einen andern.

Nicht gerechter ist der Regent von Bissao gegen seine Nachbarn. Er lebt mit ihnen in beständigem Krieg, und erlaubt sich Anfälle gegen sie, so oft es ihm gutdünkt. Soll der Feind angegriffen werden, so läßt der Kaiser das Bonbabon schlagen. Es ist dieß ein donnerndes Instrument, anf welches mit einem Hammer so gewaltige Schläge gethan werden, daß man sie Meilenweit hört. Sogleich versammeln sich auf dieses Zeichen die Anführer der Truppen mit ihren Leuten an einem bestimmten Sammelplaz. Hier wartet ihrer die kaiserliche Flotte, die aus zwanzig bis dreißig Kähnen besteht. In jeden Kahn kommen zwanzig Mann, und der Befehlshaber jedes Fahrzeugs muß für sein Volk stehen, und mit seinem Leben für die glükliche Zurükkunft des Kahns bürgen. Der Kaiser selbst sezt selten bei einem solchen Zug seine geheiligte Person einer Gefahr aus; allemal aber fragt er seine Gözen um Rath, ehe er einen Krieg unternimmt, und um sich dieselben hold zu machen, bringt er ihnen vorher ansehnliche Opfer von Thieren, deren Fleisch an die

Priester und Soldaten ausgetheilt wird. Gemeiniglich fällt die Antwort des Orakels nach Wunsch aus, weil die Priester es mit dem Kaiser halten. Sie wird sogleich den Kriegern bekannt gemacht, und nun gehen alle voll Hoffnung zu Schiffe, und treffen ihre Anstalten so, daß sie das feindliche Land bei Nachtzeit betreten. Sie steigen ohne Lärm aus, und wenn sie unentdekt ein feindliches Dorf erreichen, so umringen und plündern sie es, bemächtigen sich aller Bewohner und führen sie nebst ihrer ganzen Haabe in ihren Kähnen mit sich fort.

Ist das Dorf stark, so wird es nicht förmlich angegriffen; sondern sie legen sich in Hinterhalt an den Weg nach einem Fluß oder einer Quelle, und suchen dort einen Theil der Bewohner aufzufangen.

Sind sie glüklich in ihrer Unternehmung gewesen, so kehren sie in Triumph zurük, gleich als hätten sie den wichtigsten Sieg erfochten. Der Kaiser nimmt die Hälfte der Beute erst für sich hinweg; das übrige wird an die Soldaten vertheilt. Alle Sklaven verkaufen sie an die Europäer; welche daher diese kleinen Kriege, die selten über vier bis fünf Tage dauern, nach besten Kräften zu vervielfältigen suchen, und nie daran denken, einen bleibenden Frieden zu stiften. Vornehme Gefangene werden von ihren Verwandten gegen zwei an-

dere Sklaven ausgetauscht, oder mit fünf bis sechs Ochsen ausgelöst.

Die siegreichen Truppen führen ihre ganze Beute nebst allen Gefangenen vor sich her, und durchziehen jubelnd die Insel. Haben sie Wunden davon getragen, so prahlen sie damit, und lassen den Ueberwundenen durch Schimpfen und Mißhandlungen ihre Schmerzen entgelten.

Haben aber die Angreifenden einen bedeutenden Verlust erlitten, dann sieht es mißlich um das Leben der Gefangenen aus, besonders wenn die Anverwandten der Gebliebenen reich oder vornehm sind. Man opfert sie alsdann den Landesgözen, und kein Lösegeld vermag sie von dem Tode zu befreien.

Allen, die bei solchen Kriegszügen umkommen, wird ein stattliches Leichenbegängniß mit Singen und Tanzen bei dem Schall der Trommeln gehalten, und die Weiber spielen dabei die vornehmste Rolle. Sie drüken ihren Schmerz auf eine Art aus, die Mitleiden und Theilnahme erregt; sie schreien, heulen, raufen sich die Haare aus und zerkrazen sich das Gesicht. Werden sie müde, so trinken sie aus vollen Bechern Palmwein frische Kräfte; ihre Zähren strömen aufs neue, und sie heulen fort, bis der Körper eingescharrt ist.

Der Bissaos-Inseln sind, wie gesagt, dreizehn, und viele davon haben ihren eigenen König. Sie bringen Bananas, Zitronen, Reis, Hirse in Menge

hervor, und haben schönes Rindvieh in Ueberfluß. Die größte davon, Kassegul genannt, ist von ziemlichen Umfang. Die Wohnungen auf derselben sind mehr einzeln zerstreut, als daß sie förmliche Dörfer bildeten. Rings um die Hütten sind Bananas- Zitronen- und andere Bäume in Menge gepflanzt, und gewähren den Einwohnern Schatten und Kühlung. Die Portugiesen hatten ehedem ein Fort auf dieser Insel; jezt aber besizen sie nur noch ein Kloster und eine Kirche. Beinahe jedes Eiland hat seine besondere Religion. Eben so ist es mit der Sprache. Man spricht Mandingoisch, Arabisch, Jalofisch, Portugiesisch, lezteres aber so schlecht, daß man es zu Lissabon kaum verstehen würde. Die Portugiesen erhandeln von den Einwohnern Sklaven, Tigerfelle, Felle von andern Thieren, Elfenbein, Gold, Gummi, Baumwolle, Pfeffer, Strausfedern, Ambra. —

Die Erzählung des Kapitains, die ich hier meinen Lesern in der Kürze mittheile, füllte sehr angenehm für uns mehrere Tage aus, und immer schieden wir Abends von ihm, mit der Hofnung, den folgenden Tag wieder etwas Interessantes und Lehrreiches zu hören. Bald aber nahmen diese angenehmen Unterhaltungen durch einen ganz unerwarteten Vorfall ein sehr tragisches Ende.

XXIX.

Aufruhr im Schiff. Folgen desselben. Sie werden durch Nothschüsse zu einem Portugiesischen Kriegsschiff gerufen.

Sorglos schliefen wir eines Morgens, als kurz vor Sonnenaufgang der Matrose, welcher wegen seines Vergehens gegen den Kapitain, geschlossen in den Schiffsraum gesperrt worden war, von einigen seiner Spiesgesellen, verwegene Kerls, wie er begleitet, in unsere Kajüte drang, über den Kapitain herfiel, ihm die Hände mit Striken auf den Rüken band und mit vorgehaltener Pistole drohte, ihn augenbliklich niederzuschießen, wenn er nur den geringsten Laut würde hören lassen; dessen ungeachtet schrie der Kapitain aus voller Brust, obgleich vergebens. Gleich bei dem ersten Lärm war ich aufgefahren, um dem braven Mann zu Hülfe zu eilen; aber ein gewaltiger Schlag, den ich mit einem diken Knittel vor den Kopf erhielt, strekte mich wieder bewußtlos auf das Lager zurük. Der Aufrührer drangen immer mehr herein; so wie des Kapitains hatten sie sich im Schlaf aller andern Offiziere und Reisenden bemächtiget. Alle waren mit Flinten, Bajonetten Hirschfängern, Prügeln bewafnet. Der Kapitain wurde aus dem Bette gerissen, gemißhandelt und im bloßen Hemde auf das Verdek geführt, wo er von einigen Aufrührern mit blosen Säbeln bewacht hin-

ter dem Besahnmast gebunden stehen blieb. Mehrmals schwang der erbitterte Anführer, in dessen Herzen unversöhnliche Rache kochte, das Seitengewehr über dessen Kopf, spie Verwünschungen und Drohungen gegen ihn aus, und würde ihn gewiß niedergehauen haben, wenn er nicht von den andern zurükgehalten worden wäre.

Der Bootsmann erhielt Befehl, das Boot auszusezen. Alle Offiziere waren indessen gebunden herbeigebracht worden. Auch ich, als ich mich aus meiner Ohnmacht wieder erholte, fand meine Hände schmerzlich auf dem Rüken zusammen geschnürt, und wurde in diesem Zustand auf das Verdek gebracht. Ich fragte, was ich denn verbrochen hätte, erhielt aber keine andere Antwot, als: "Schweig Hund, oder du bist des Todes.„ Der Kapitain wagte es, die Wüthrige nochmals anzureden, und zu ihrer Pflicht zurük zu führen; aber vergebens: Sie droheten ihm mit gezüktem Bajonet, ihn augenbliklich niederzustoßen, wenn er nicht ruhig wäre. Zugleich waren alle Flinten auf die andern Offiziere gespannt. Jeder, der sich regte, wurde mit Rippenstößen und Drohungen zur Ruhe und zum Schweigen gebracht.

Jezt näherte sich der Anstifter des Aufruhrs uns Reisenden mit der Frage: "Wollt ihr bei uns bleiben und Seeräuber werden, oder haltet ihr es lieber mit eurem schurkischen Kapitain?„ — "Nie,

war

war unsere Antwort, werden wir uns zu Seeräubern schlagen. Wir theilen Glük und Unglük mit unserm braven Anführer, und Gott wird uns hoffentlich nicht verlassen.„— "Nun so reis't und hungert und sterbt mit ihm,„ war die Antwort. "Fort, hinab mit euch ins Boot! Wir erweisen euch noch zu viel Gnade, wann wir euch nicht alle, so viel euer sind, auf der Stelle ersäufen.„ —

Unter den Matrosen waren viele, die es im Herzen mit dem Kapitain hielten; da sie aber der kleinere Theil waren, so durften sie ihre Gesinnungen nicht laut werden lassen. Durch ihre Vermittelung erhielten wir indessen die Erlaubnis, Bindfaden, Segeltuch, Strike, Segel und einiges Tauwerk zusammen suchen lassen zu dürfen. Auch gestattete man uns eine Tonne Wasser, und dem einen Zimmermann, der uns begleitete, gab man seine ganze Kiste voll Handwerkszeug mit. Der Lieutenant erhielt auf vieles Bitten einen Quadranten, einen Seekompas und Karte in das Boot, auch bewilligte man uns 150 Pfund Schiffszwiebak. — Alle, die sich für den Kapitän erklärten, wurden jezt vollends in das Boot gestoßen, und mit uns ihrem Schiksal überlassen.

Glüklich durften wir uns schäzen, daß wir nur so viel erlangt hatten: denn manche Meuter stimmten dafür, uns ganz ohne Hülfe der See zu überlassen.

Ich bin des Teufels, schrieen einige, wenn er nicht den Weg nach Hause findet, so bald er eine Karte und Instrumente mit bekommt! O ihr Thoren, schrie ein anderer, wenn ihr ihm einen Zimmermann mit seinem Werkzeug laßt, so baut er sich in einem Monat ein anderes Schiff. Noch andere lachten des hülflosen Zustandes des Bootes, das schwer mit Menschen übersezt war, und daher sehr tief im Wasser ging. Sie glaubten versichert zu seyn, daß das schwache Fahrzeug in wenigen Tagen mit Mann und Maus seinen Untergang in den Wellen finden würde.

Als wir alle im Boote waren, ließ man uns an einem Taue bis hinter das Schiff treiben; dann wurden uns aus Barmherzigkeit noch einige Stüke gesalzenes Schweinefleisch, Kleidungsstüke und ein Paar Hirschfänger, aber keine Flinten, zugeworfen; vermuthlich, damit wir in unserer Verzweiflung den Verräther, der uns überfallen hatte, und seine Spiesgesellen, nicht von dem Boote aus, wie sie es verdienten, niederschießen möchten.

Das Schiff spannte nunmehr alle Segel aus, nahm einen andern Weg, und ließ uns, Wind und Wellen preis gegeben, auf dem weiten Ozean umher treiben.

Ohne Zeitverlust wurde jezt Rath gehalten, was zu thun sey. Alles kam darauf an, uns schnell zu orientiren, wo wir wären, und dann auf

das eiligste einem sichern Lande zuzusteuern. Sogleich wurden die Instrumente in Ordnung gebracht, die Karte ausgebreitet und Beobachtungen angestellt. Bald zeigte sichs, daß wir uns der Goldküste gegenüber befanden; von der wir indessen noch über zweihundert Seemeilen entfernt waren. Diese Entdekung war uns allen sehr angenehm, denn, wenn wir sie glüklich erreichten, so befanden wir uns unter Europäern. Es besaßen dort die Engländer Kap Korse, die Holländer St. Georg della Mina, die Dänen Christiansburg.

Sogleich wurden unsere Segel nach dieser Seite gerichtet, und alle Anstalten getroffen, unsern kleinen Vorrath an Brod, Fleisch und Wasser so einzutheilen, daß wir bis zu der Erreichung des Landes damit auslangten. Wir hatten 150 Pfund Brod 16 Stüke Schweinefleisch, ein Fäßchen Rum, sechs Flaschen Wein und eine Tonne Wasser. Fünf und zwanzig Menschen sollten von diesem geringen Vorrath, wenn es gut ging, vierzehn Tage, vielleicht aber auch drei oder vier Wochen und noch viel länger leben. Wir mußten uns, wenn wir vorsichtig seyn wollten, auf die längere Zeit rüsten, und uns täglich mit drei Unzen Brod und einem kleinen Glas Wasser begnügen. —

Sechs Tage lang steuerten wir so fort, ohne daß uns etwas Merkwürdiges begegnete. Am

siebenten wurde mit Tagesanbruch der Wind stärker und die Sonne ging bluthroth auf; Ein sicherer Vorbote stürmischer Witterung. Wirklich erhob 'sich gegen acht Uhr ein heftiger Sturm, und die See ging so hoch, daß das Boot in der Tiefe zwischen den Wellen gar keinen Wind spürte, befand es sich hingegen oben auf der Spize der Welle, so waren die Windstöße so heftig, daß wir kein Segel gebrauchen konnten. Die See schlug dabei unaufhörlich über das Hintertheil des Bootes; Tag und Nacht mußten wir das hineinströmende Wasser ausschöpfen, um uns nur flott zu erhalten. Unser Brod befand sich in Säken, und war in Gefahr, von der Nässe verdorben zu werden; konnten wir dieß nicht verhüten, so mußten wir — wenn auch der Sturm glüklich überstanden wurde — in der Folge erhungern. Zum Glük hatte der Zimmermann einen guten Kasten, in welchen man wenigstens einen Theil unsers Vorraths legen konnte; der übrige wurde durch das immer nachströmende Wasser wirklich beschädigt. Um uns mehr Raum zum schöpfen zu verschaffen, und das Boot ein wenig zu erleichtern, wurden unsere entbehrlichen Kleidungsstüke, unser vorräthiges Tauwerk und Segeltuch — so ungern wir alles mißten — über Bord geworfen. Wir litten unaussprechlich von der Nässe. In der Nacht war es dabei empfindlich kalt, und unsere Glieder waren am Mor-

gen so erstarrt, daß wir sie kaum gebrauchen konnten. Nach einer langen Arbeit war unsere ganze Erholung einige Löffel Rum, den wir alle sehr wohlthätig fanden.

Der Wind fing an sich zu legen, und das Wetter sich aufzuhellen, als wir Nachts in ziemlicher Entfernung mehrere Nothschüsse hörten. Wir steuerten sogleich dem Orte zu, aus welchem sie kamen, und entdekten gegen Morgen, zwischen den Klippen einer kleinen felsigen Insel eingeklemmt, eine große Fregatte, die wir bald für eine portugiesische erkannten.

XXX.

Das gestrandete Kriegsschiff wird ausgeladen und flott gemacht. Zahlreiche Vögelkolonien auf der wüsten Insel. Julius schifft sich nach Kap-Korse auf der Goldküste ein.

Dem Anschein nach, war dem gestrandeten Schiffe mit einer Handvoll ausgehungerter und abgematteter Menschen auf einem armseligen Boote wenig geholfen. Gleichwohl wurde durch unsere Ankunft die Fregatte glüklich gerettet.

Wir wurden bei unserer Annäherung mit einem Jubel aufgenommen, welchen wir uns anfangs nicht erklären konnten. Mit der größten Thätigkeit half man uns das Schiff besteigen, und sobald man

unsere Bedürfnisse kennen lernte, wurde ihnen mit der größten Bereitwilligkeit abgeholfen. Der Kommandant des Schiffes ließ uns mit Speisen und Trank laben, und uns Wein und Rum zu unserer Stärkung reichen. Wir mußten ihm in der Kürze unsere Geschichte erzählen, die mit großer Theilnahme angehört würde. Alle Offiziere begegneten uns mit der größten Artigkeit.

Wir erfuhren, daß ihnen Gott durch unser Boot gerade diejenige Hülfe zugeschikt hatte, deren sie am meisten bedurften, denn da ihr Schiff zwischen zwei Felsen saß, so konnten sie ihr großes Boot nicht in die See lassen, das zwischen dem vordern und dem großen Mast mit den sogenannten Bootsklampen saß. Das kleine Boot war schon früher ausgesezt worden, und in dem letzten Sturm verloren gegangen. Die einzige Bedingung, unter welcher dem Schiffe noch geholfen werden konnte, war die Erleichterung desselben. Ein Theil der Kanonen und Kugeln war deswegen auch bereits über Bord geworfen worden, und wenn wir nicht zu rechter Zeit erschienen wären, so hätte ein gleiches mit allem übrigen Geschüz und andern Vorräthen geschehen müssen; jezt aber, da ein Boot vorhanden war, konnte das meiste gerettet werden.

Der Kapitain bat uns höflich um die Erlaubniß, Gebrauch von unserm Fahrzeug machen zu dür-

fen. Wir ertheilten sie ihm, wie leicht zu denken ist, mit der größten Bereitwilligkeit, und erboten uns auch zu thätigem Beistand. Lezterer wurde nicht angenommen: wir bedürften Ruhe, und der Kapitain bestand darauf, daß wir vor der Hand an nichts, als an der Widerherstellung unserer Kräfte durch Schlaf denken sollten.

Wir folgten seinem Willen. Indeß wir uns der lang entbehrten Ruhe überließen, wurde unser Boot mit einem Lieutenant und einigen Matrosen aus dem Schiffe bemannt, die Befehl erhielten, das Eiland zu umschiffen, und einen bequemen Platz zum Landen auszumitteln. Dieß geschah; es wurde bald eine solche Stelle gefunden, und bei unserm Erwachen war das Schiffsvolk schon in voller Thätigkeit, das Schiff auszuräumen.

Drei Tage wurde mit dieser Arbeit hingebracht; die meisten Kanonen und Kugeln, das vorräthige Tauwerk, die Segel, die Wasser- Wein- und Brandweinfässer; kurz, alles, was das Schiff beschwerte, wurde ausgeladen, und das Kielwasser (das Wasser auf dem Boden) ausgepumpt. Das Schiff selbst hatte keinen bedeutenden Lek; konnte man es daher von dem Felsen losmachen, so war es gerettet. Mit Hülfe der großen Schiffswinde gelang uns dieß endlich bei zurücktretender Fluth am fünften Tag. Durch unser Boot wurde nemlich um eine Felsenklippe, die

über das Meer hervorragte, ein starkes Tau mit einem Anker geschlagen, und an demselben das erleichterte Schiff zwischen den Felsen hervorgewunden. Segel, Ruderstangen, angestrengte Mannskraft, kurz alles wurde aufgeboten, die Wirkung des Gangspills (der Winde) zu unterstüzen. Als nun endlich das Schiff wirklich wieder flott wurde, erhob sich ein lautes Jubelgeschrei, und alle Müzen flogen in die Luft.

Wir theilten aus vollem Herzen die allgemeine Freude; denn auch wir gehörten unter die Zahl der Geretteten. Mit frisch gestärktem Muth halfen wir bei allen Arbeiten, die jezt nöthig waren, das Schiff an einen sichern Ort vor Anker zu bringen. Durch das Boot war bereits eine tiefe Bucht ausgemittelt worden, in welchem es, wie in einem Hafen, Schuz gegen Wind und Wogen fand: dahin wurde es nunmehr gebracht.

Mit der Wiedereinräumung des Schiffes ging es viel schneller, als mit dem Ausräumen; denn wir hatten jezt zwei Boote, und konnten von allen Seiten an Bord kommen. Nach wenigen Wochen erlebten wir daher die Freude, alles wieder in vollkommener Ordnung zu sehen. Segel, Tauwerk, Masten, Rahen, alles war ausgebessert worden; wir waren ganz zum Auslaufen bereit, und es fehlte nur noch ein günstiger Wind.

In Erwartung desselben nahmen wir uns vor, das wüste Eiland, vor welchem wir lagen, etwas genauer auch in seinem Innern zu untersuchen, denn keinem von uns hatten die bisherigen Arbeiten zur Wiederherstellung des Schiffes gestattet, sich von dem Ufer zu entfernen. Sechs von uns rüsteten sich also mit Schießgewehr, Pulver und Blei, und so traten wir unsern Marsch nach einer felsigen Anhöhe an, von welcher wir den größten Theil der kleinen Insel zu überschauen hofften.

Kaum hatten wir den Bezirk überschritten, in welchem bis jezt das Schiffsgeräthe aufbewahrt, und die Arbeiten verrichtet worden waren, so wurden wir auf einmal durch ein schrekhaftes Rauschen betäubt, daß sich rings um uns her erhob. Wir fuhren in einander, und sahen in dem nämlichen Augenblik von dem größten Theil der Oberfläche der Insel eine dike Wolke von allerlei Vögeln aufsteigen, die gleich einem Baldachin in einer Höhe von vierzig Schuh über unserm Kopf schwirrten. Ihr Geschrei war so mannichfaltig als ihr Gefieder; wir wurden ganz betäubt, und nie in meinem Leben hörte ich eine unangenehmere Musik. Wir bemerkten Seeraben, Seemöven, Seeschwalben, Pelikanen; alle befiederten Bewohner dieser Gegend von Afrika schienen sich hier versammelt zu haben.

Die meisten dieser Vögel waren Weibchen, die auf jenem Eiland nisteten, und theils ihre Eier, theils lebendige Junge zu vertheidigen hatten. Gleich Harpyen stießen mehrere auf uns herab, und schienen uns die Augen aushaken zu wollen. Sie kamen uns so nahe, daß wir sie mit Prügeln hätten todtschlagen können. Je mehr wir unter sie schoßen, desto größer wurde das Geschrei. Es wurden dadurch noch viel mehr Vögel in entfernteren Gegenden aufgeschrekt, die bis jezt sizen geblieben waren, und die Wolke über unserm Kopf wurde immer dichter. Es war unmöglich, einen Schritt vor = oder rükwärts zu thun, ohne entweder Eier oder Junge, womit der Boden ganz bedekt war, zu zertreten.

Je näher wir dem Felsenhügel kamen, desto größer und zahlreicher wurde der Schwarm dieser Vögel. Aufrecht stehend erwarteten sie uns, zum Theil ohne aufzufliegen und ohne uns im geringsten aus dem Wege zu gehen. Wir schossen eine Menge davon, und warfen sie auf einen Haufen, um sie bei unserer Zurükkunft mit zu Schiff zu nehmen. Einige davon waren außerordentlich fett; wir schmelzten daher aus ihnen eine bedeutende Menge gutes Brennöhl. Noch besser aber benuzten wir dieses Fett zur Zubereitung der Eier, von denen wir ganze Säke voll sammelten. Sie gewährten uns einen köstlichen Schmauß auf dem Hügel, der das Ziel unserer Wanderschaft war. Wir

schürten hier ein munteres Feuer an, rupften einen der schönsten und größten Vögel, stekten ihn an einen hölzernen Spies und brieten ihn mit seinem eigenen Fett beträufelt. Die Eier lieferten uns dabei ein treffliches Vorgericht, womit wir unsern stark gereizten Appetit indessen befriedigten.

Wirklich befanden wir uns hier auf unserer Felsenanhöhe auf dem höchsten Standpunkt der Insel; rings um uns her erblikten wir aber nichts als Gestein, hier und da mit Gras und Gesträuchen überwachsen. Wir giengen deswegen auch nicht weiter, sondern kehrten, sobald wir die zubereitete Mahlzeit verzehrt hatten, nach unserm Schiff zurük, wo wir mit unsern Eiern und Wildpret sehr willkommen waren. Die Abwechslung, welche diese Speise bei der alltäglichen schlechten Schiffskost gewährte, war allen äußerst angenehm. Ein neuer zahlreicher Trupp Matrosen machte sich deswegen am nächsten Morgen auf, um noch mehr Vorrath zu holen, und kam gegen Mittag reichlich bepakt wieder zurük.

Der sehnlich erwartete Wind stellte sich endlich ein. Es wurde das Signal zur Einschiffung gegeben; wir begaben uns sämtlich an Bord, nahmen die Boote ein, lichteten die Anker und steuerten Cap-Corse, einer englischen Faktorei auf der Goldküste, entgegen.

XXXI.

Es wird von den Portugiesen ein englisches Schiff angehalten.

Drei Tage lang segelten wir, ohne einen merkwürdigen Vorfall. Am vierten erblikten wir ein Schiff, das quer vor uns vorüber segelte. Wir suchten ihm näher zu kommen; es schien aber keine große Lust zu haben, uns zu erwarten. Dessen ungeachtet näherten wir uns immer mehr, denn unsere Segel waren gut, und das fremde Schiff bewegte sich nur langsam; vermuthlich weil es in dem lezten Sturm viel gelitten hatte.

Die Neugier trieb uns an das Fernrohr; wir richteten es nach dem unbekannten Fahrzeug, und erkannten alle in demselben unser geraubtes Schiff. Sogleich theilten wir unsere Entdekung dem Kapitain der Fregatte mit, der ungesäumt alle Segel beisezen ließ, um die Räuber einzuholen. Es wurde die portugiesische Flagge aufgestekt, und dem fliehenden Schiff ein Zeichen gegeben, uns zu erwarten. Anstatt beizulegen, sezte es seinen Lauf unter vollen Segeln fort. Wir waren ihm indeß auf einen Kanonenschuß nahe gekommen, und da es durchaus keine Lust bezeigte, anzuhalten, so wurde es von der Fregatte mit vier scharfen Schüßen begrüßt. Jezt endlich legte es bei und ließ uns näher kommen.

Der Kapitain der Fregatte ersuchte uns, in das Zwischendek hinab zu steigen, und uns vor der Hand nicht sehen zu lassen. Wir folgten sogleich seinem Rath, hatten aber an dem Ort, den wir zu unserm Aufenthalt wählten, Gelegenheit, alles wahrzunehmen, was vorgieng, ohne selbst erblikt zu werden.

Unserm Seeräuber wurde jezt der Befehl zugerufen, das Boot zu besteigen, und sich mit seinen Papieren an den Bort der Fregatte zu verfügen. Seine Antwort war, er sey ein Engländer, und es habe der portugiesische Befehlshaber kein Recht, ihn zu visitiren. Die Gegenantwort war eine neue Lage Kanonenschüsse, und nun legte er sich zum Ziel und versprach zu erscheinen.

Wirklich sahen wir gleich einige Minuten darauf das Boot aussezen, und es von Roberts, so hieß der Räuber, und einigen Ruderern besteigen.

Er erschien mit stolzer und zuversichtlicher Miene in der Kajüte. Noch stolzer fragte ihn der Kapitain, wer er sey und wo er seine Papiere habe? Mein Name ist Roberts, war seine Antwort; ich bin Kapitain dieses Schiffes, das nach Ostindien bestimmt ist; aber meine Papiere sind in dem lezten Sturm verloren gegangen. Sie wurden aus Versehen, mit vielen andern Kisten, zur Erleichterung des Schiffes in die See geworfen, und ich bin mit

denselben um den größten Theil meiner Baarschaft gekommen, die sich in eben demselben Koffer befand. Du lügst, entgegnete ihm der portugiesische Kapitain, der sehr gut englisch sprach, du bist ein Seeräuber und dein Schiff ist ein gestohlnes Schiff. Ich kenne es: Es ist das Eigenthum des Herrn Adams. Wo ist Adams?

God dam ich kenne ihn nicht. Was kümmert mich Adams und sein Schiff? Mein Fahrzeug ist mein rechtmäßiges Eigenthum, und ich behalte mir wegen Ihrer schimpflichen Beschuldigung Genugthuung bevor. Der Verlust meiner Papiere berechtiget Sie nicht, mich für einen Seeräuber zu erklären, der Sie vielleicht selbst sind.

Bald wird sich zeigen, schamloser Bube, wer du bist, entgegnete der Kapitain. Wache! Laßt diesen Menschen keinen Augenblik aus den Augen. Ich bin sogleich wieder da. Er ging und rufte unsern Freund Adams, den wir sämtlich begleiten mußten, aber ohne uns sogleich zu zeigen.

Kennst du diesen Mann, sprach er, indem er Adams ihm unter die Augen stellte, kennst du ihn, pflichtvergessener Räuber? —

Roberts erblaßte, faßte sich aber sogleich wieder, und antwortete so unbefangen es ihm möglich war, er habe ihn in seinem Leben nicht gesehen. —

Nun, erwiederte der Kapitain, wenn du an einem Zeugen noch nicht genug hast, hier sind noch mehr. — Er gab uns einen Wink, und sämtliche ausgesezte Offiziere, nebst uns Passagieren, traten ihm unter die Augen. —

Ich kenne keinen von allen, war seine Antwort. Sie sehen sämtlich viel mehr einem Trupp Schurken ähnlich, als ich und meine Leute. Ich bin ein ehrlicher Mann, und sobald ich mit ihnen in den nächsten Hafen eingelaufen seyn werde, will ich es ihnen beweisen.

Von unserm Kapitain, sämtlichen Offizieren und uns selbst wurden ihm nunmehr alle Umstände seines Aufruhrs vorgehalten, allein alles vergebens. Er bestand darauf, er kenne uns nicht. — Der Befehlshaber der Fregatte ertheilte Ordre, ihn kreuzweise geschlossen in den untern Schiffsraum zu bringen.

Es wurden nunmehr die Matrosen vorgenommen, die Roberts Boot geführt hatten. Auch sie legten sich anfangs aufs Läugnen; so bald sie uns aber erblikten, warfen sie sich bittend auf die Kniee, und fleheten um Gnade. — Ihre Aussage wurde sogleich niedergeschrieben und von ihnen unterzeichnet.

Das Boot wurde jezt von Portugiesen besezt, die Befehl erhielten, die übrigen Rädelsführer,

wovon ihnen ein Verzeichniß zugestellt wurde, abzuholen. Diese schienen Unrath zu merken, und wollten unter dem Vorwand, daß sie das Schiff nicht vor der Zurükkunft des Kapitains verlassen dürften, nicht erscheinen. Es wurde ihnen aber gedroht, daß sie, im Fall sie nicht gehorchten, ohne Gnade in den Grund geschossen werden sollten; und nun bequemten sie sich zu folgen.

Sie wurden uns nicht alle auf einmal unter die Augen gestellt, damit sie einander durch ihre Gegenwart nicht Muth machten. Alle läugneten anfangs, und zwar zum Theil so hartnäkig, als Roberts selbst; als wir ihnen aber vorgeführt und die Aussagen ihrer eigenen Spiesgesellen ihnen vorgelesen wurden, bekannten sie ihre Unthat und wurden sämtlich geschlossen in die Schiffsgefängnisse gebracht. Alle im Schiff noch zurükgebliebene Mannschaft wurde nun vollends abgeholt, und unser Freund Adams bestieg mit uns und seinen Offizieren wieder sein verlornes Schiff. Der portugiesische Kapitain wünschte ihm freundlich Glük zu der Wiedererlangung desselben, und erhielt dagegen unser aller freudigen und tief empfundenen Dank Er gab uns zwanzig von seinen Leuten als Matrosen mit, die uns begleiten sollten, bis wir uns in dem nächsten Hafen neue Mannschaft verschaffen würden.

Jeder von uns suchte nun zuvörderst nach seinem Eigenthum; das wenigste fand sich noch so, wie wir es verlassen hatten; besonders war alles baare Geld und auch meine Guineen dahin. Unsere vorher so heitern Gesichter wurden bei dieser Entdekung mit einer finstern Wolke überzogen. Wir klagten dem Kapitain unser Leid, und der brave Mann tröstete uns mit der Versicherung, daß wir alles wieder erhalten sollten, was nicht wirklich in die See geworfen worden sey. Jeder wurde aufgefordert, ein Verzeichniß von seinem Eigenthum aufzusezen und es dem Kapitain zu übergeben. Er verfügte sich mit diesem Verzeichniß zu dem Portugiesen, und bat ihn, die Seeräuber darüber zu vernehmen, und zu erforschen, was sie mit dem erbeuteten Geld angefangen hätten. Es kostete viele Mühe, das Geständniß der Wahrheit von ihnen heraus zu bringen; so bald aber einige beichteten, wurden die übrigen leicht durch tüchtige Hiebe mit der Schiffsknute zum Bekenntniß gebracht. Sie hatten sämtliches Geld nach gewissen Verhältnissen unter sich vertheilt, und jeder hatte seinen Antheil an einem bestimmten Ort sorgsam aufbewahrt. Alles wurde nunmehr unter der Aufsicht unsers Kapitains zusammengebracht, und an die ehemaligen Eigenthümer zurükgegeben. Freilich wurde von jedem ein kleiner Verlust erlitten; aber er war unbedeutend,

und im Gefühl der Freude über die Wiedereroberung des größern Theils unseres Eigenthums wurde er von keinem viel geachtet.

Muthig steuerten wir jezt, im Gefolge des Portugiesen, der Goldküste entgegen. Holländer, Engländer, Dänen, haben dort Niederlassungen. Den Holländern gehörte damals St. Georg della Mina; den Dänen Christiansburg, den Engländern, wie gesagt, Cap-Corse, wohin wir jezt segelten. Mit Verlangen sahen wir dem Ziel unserer Reise entgegen; unsern Räubern hingegen bebte das Herz bei dem Gedanken, daß sie nun bald vor einem strengen Gericht Rechenschaft über ihre Unthat geben, und den verdienten Lohn dafür empfangen sollten.

XXXII.

Die Verbrecher werden vor Gericht gezogen. Exkursion nach der Stadt Sabou. Es wird ein Buschhund erlegt. Hochzeitfeierlichkeiten der Neger auf der Goldküste.

Wir liefen wohlbehalten in den Hafen ein, und begrüßten das englische Fort mit zwölf Kanonenschüssen, die uns mit acht erwiedert wurden, denn immer antwortet die Festung mit einigen Schüssen weniger, als die vor ihr vorüber segelnden Schiffe.

Wir erhielten sogleich die Erlaubniß, zu landen, und machten unverzüglich Gebrauch davon. Ich war einer der ersten, die das Ufer betraten. Unsere angelegentlichste Sorge war, während unsers hiesigen Aufenthalts ein gutes Quartier für uns auszumitteln, und wir fanden solches bei einem englischen Kaufmann.

Den Tag nach unserer Ankunft wurden die Verbrecher von dem portugiesischen Schiffe an das Land gebracht und der Obrigkeit übergeben. Alle wurden unter einem großen Zulauf des Volkes festgeschlossen in unterirrdische Gefängnisse abgeführt.

Gleich nach einigen Tagen ward Gericht über sie gehalten. Die Schiffsprotokolle über ihre Aussagen wurden zum Grund gelegt. Roberts, der es noch immer wagte, zu läugnen, wurde bald durch die Aussage seiner eigenen Freunde überwiesen, gegen die er jetzt die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen ausstieß. — Ja, sprach er endlich, ich habe das Schiff mit Gewalt genommen, und was von nun an über mich ergehen mag, das habe ich verdient; denn warum ließ ich den verdammten Adams nebst allen seinen andern Schurken nicht ersäufen oder aufknüpfen? Zum Lohn für meine so übel angebrachte Barmherzigkeit treten sie jezt als Zeugen wider mich auf und bringen mich an den Galgen. Möchtet ihr selbst daran hangen, ihr un=

dankbares Gesindel. Meinem Mitleid habt ihr das Leben zu verdanken, und ihr laßt mich sterben! — Nun wohl, ich fahre zum T * * *, aber auch ihr werdet ihm nicht entgehen, wenn eure Zeit gekommen ist.

Von den Richtern wurde ihm Stillschweigen geboten; aber umsonst. Er fuhr fort mit Fluchen und Lästerungen, bis die Wache ihn packte und wieder in das Gefängniß zurück brachte.

Ein Theil seiner Gefährten war stolz, wie er, sie bereueten nichts mehr, als daß sie uns nicht alle ermordet hätten. Ein anderer Theil bezeugte Reue und legte sich aufs Bitten. Diejenigen, die wider ihren Willen zu dem Aufruhr gezogen worden waren, und sich nur leidend dabei verhalten hatten, wurden von dem Kapitain und uns allen unterstüzt, und die Richter versprachen Rüksicht auf unsere Fürbitte zu nehmen.

Indeß i nen ihr Prozeß gemacht wurde, benüzten wir unsern hiesigen Aufenthalt zu einem Ausflug in das Land. Wir machten in dieser Absicht Bekanntschaft mit einigen Negern, die sich schon Jahre lang in der englischen Faktorei aufhielten, und als treue und dienstfertige Menschen bekannt waren. Sie erboten sich, uns zu führen, und wir nahmen ihr Anerbieten ohne Bedenken an.

Schon waren wir mit Proviant, Schießgewehr und allen Bequemlichkeiten ausgerüstet, und im Begriff, unsere Reise anzutreten, als sich plözlich ein heftiger Sturm erhob, und der Himmel ganz schwarz mit Gewölk überzogen wurde; fürchterlicher Donner, mit noch schrekhaftern Blizen begleitet, ließ sich hören, und ein diker Regenguß stürzte nieder. Wir glaubten unsern Reiseplan aufgeben zu müssen; aber unsere schwarzen Freunde, die ziemlich gut englisch sprachen, beruhigten uns. Sie versicherten, es sey blos ein Tornado, ein Plazregen, wie sie in Guinea sehr gewöhnlich seyen, und nach einer oder zwei Stunden würde der Himmel sich wieder ganz aufklären. Wir beschloßen also noch eine kurze Zeit zu warten.

Wirklich ließ bald darauf der Regen nach und es wurde wieder helle. Wir griffen daher nach unserm Wanderstab und traten unsere Reise nach der Stadt Sabou an.

Die sogenannten Städte auf der Goldküste, so wie in dem größten Theil vom südlichen Afrika überhaupt, sind eigentlich nur große Dörfer, in welchen auch Gras wächst. Man weiß in diesem Lande nichts von Heerstrassen, man hat bloß schmale Fußsteige. Die Häuser sind schlechte unansehnliche Hütten, die jeder Hausvater mit Hülfe seines Weibes und seiner Kinder sich selbst aufrichtet. Das Vieh

der Neger besteht in Schafen, Ziegen und Ochsen; Pferde sind außerordentlich selten. Sie gedeihen nicht unter diesem Himmelsstriche, und sterben bald dahin. Vermuthlich können sie die große Hitze nicht ertragen, denn die Goldküste liegt nur noch fünf Grade von dem Aequator entfernt: die Luft ist daher in den Sommermonaten glühend, und würde selbst den Menschen unausstehlich seyn, wenn sie nicht durch dicke Dünste etwas gemäßiget würde.

Unser Weg führte uns durch einige dicke Waldungen, in welchen wir durch das Geschrei der wilden Thiere beunruhigt wurden. Wir nahmen daher unsere Flinten zur Hand, und gingen nicht ohne große Behutsamkeit vorwärts. Unsere Neger machten, ebenfalls mit Flinten, Seitengewehren und Spiesen bewaffnet, den Vortrab aus, und schrieen und lärmten auf das beste, um Schreken unter die grimmigen Bewohner des Waldes zu bringen. Dessen ungeachtet fuhr unversehens ein Schakal oder Buschhund aus dem Gesträuche, pakte einen von ihnen, riß ihn nieder, und würde ihn gewiß in wenigen Augenblicken völlig zerfleischt haben, wenn zwei Kugeln von mir und Emmerich ihn nicht schnell zu Boden gestrekt hätten.

Der arme Neger war schon jämmerlich zugerichtet; das Thier hatte ihm seine furchtbaren Klauen tief in den nakten Leib eingedrükt und ihn elendiglich

zerbissen. Gleichwohl jammerten seine Gefährten zu unserm großen Erstaunen viel weniger um ihren verwundeten Freund, als um das getödtete Thier; bald aber wurde uns das Räthsel gelös't. Wir erfuhren nämlich, daß der Buschhund unter die Gottheiten der Neger auf der Goldküste gehört. Niemand darf daher ihn schießen, so viel Schaafe und Kinder er auch in den Dörfern rauben mag. Man erbaut ihm sogar Tempel, die jeden Abend mit frischem Fleisch versehen werden, das in der Nacht immer von ihm abgeholt wird. Durch diese Schonung werden diese Thiere so dreist, daß sie sich oft des Nachts auf die Treppe der Forts der Europäer legen, wo sie aber nicht gar freundlich empfangen werden. Anstatt mit Hammelskeulen, regalirt man sie mit Flintenkugeln und sucht ihrem unleidlichen Geheul damit ein Ende zu machen. Es sind diese Buschhunde von der Größe der europäischen Wölfe, mit welchen sie auch in ihrem ganzen Benehmen viel Aehnlichkeit haben. Kinnbacken, Zähne und Beine sind ausserordentlich stark, und die Füße groß und mit furchtbaren Klauen bewafnet. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Thiere, und wenn ihnen diese fehlen, auch Menschen. Am liebsten überfallen sie Kinder; nicht selten aber auch erwachsene Personen, tödten sie jedoch nicht gleich, wenn sie nicht starken Widerstand finden, sondern schleppen sie erst an einen sichern Ort. Sie nehmen

sie alsdann beim Gesicht in den Rachen und werfen den Körper über ihren Rüken, wie der Wolf das Schaaf. Wissen sie nichts besseres aufzutreiben, so gehen sie auf den Krabbenfang, womit die Meeresfluth das Ufer bedeckt. Diese Krabben sind eine Art kleiner runder Seekrebse ohne Scheeren, die beinahe den Spinnen gleichen. Diesen schneiden die Buschhunde bei eingetretener Ebbe den Rükweg in die See ab, und fressen sich satt an ihnen.

Der verwundete Schwarze wurde von uns auf das sorgsamste verbunden. Zum Glük war er unbeschädigt an den Beinen geblieben; er konnte uns daher doch noch — obgleich nicht ohne große Schmerzen — folgen. Den todten Schakal trugen seine Freunde tief in das Gebüsche, damit Niemand von seinem Tod Nachricht erhalten und Unannehmlichkeiten für uns daraus entspringen möchten.

Wir langten ohne weitere Abentheuer glüklich in Sabou an. Indessen wir unsern Einzug hielten, kamen uns eine große Menge festlich geschmükter Frauen und Mädchen entgegen, die eine junge Negerin begleiteten, von welcher sie alle im Puz übertroffen wurden. Wir fragten unsere Freunde, was das bedeute? Sie vermutheten, es sey eine Hochzeit; und als der Zug näher kam, erkannte wirklich einer unserer Begleiter in der jungen Braut eine Verwandte. Neugierig, zu sehen, was bei

solchen Festen vorfiele, folgten wir der Verlobten bis an die Hütte ihres künftigen Gemahls. Sie wurde feierlich von ihm und seinen Freunden an der Thür empfangen, und da unser Neger sich für einen Verwandten derselben zu erkennen gab, so mußten wir alle an dem Feste Antheil nehmen. Wir sezten uns ohne vieles Zureden zum Gelage nieder, und wurden reichlich mit Palmwein, Bier, Brandewein und Tabak bewirthet. Jedes Frauenzimmer bekam eine Pfeife; sie mochte rauchen oder nicht, und so aßen, tranken und dampften wir bis gegen Abend, wo der Ball anhub und bis an den Morgen dauerte.

Die heutige Braut wurde ihres Ehegatten vierte Frau. Nicht aber, als ob ihm vor ihr schon drei Weiber gestorben wären; nein, sie lebten noch alle; und bekamen nur in ihr eine neue Gefährtin. Die Vielweiberei ist bei den Negern beinahe durchgängig im Gebrauch. Der König von Assiante soll dreitausend Frauen haben; die drei Erstvermählten genießen aber einen großen Vorzug vor den übrigen, und haben diesen gewissermassen zu befehlen.

Unter seinen Unterthanen sind die Heirathszeremonien nicht sehr weitläufig. Verlangt ein Neger die Tochter eines andern, so muß er sich entschließen, an den Vater wenigstens eben so viel zu bezahlen, als ihm eine Sklavin kosten würde. Zugleich muß er die Braut reichlich beschenken, und

seine Geschenke den Tag vor der Hochzeit in das Haus der Schwiegerältern schiken. Gemeiniglich bestehen sie in sechs bis acht Leibgürteln, (denn übrigens gehen die Schönen in Guinea, eine Art von Rock ausgenommen, beinahe ganz nakt) einigem Kopfpuz, Ohrengehängen, Korallen und anderem Halsgeschmeide, ein Paar Anker Branntwein, einigen Duzend Pfeifen, Tabak und ungefähr sechzehn Thalern in Geld. Ist alles richtig angelangt, so lassen die Aeltern dem Bräutigam sagen, die Braut sey auf Morgen zur Hochzeit in Bereitschaft. Sogleich wird Anstalt gemacht, daß Bito oder Landesbier in Menge herbeigeschafft werde, und ist der feierliche Tag erschienen, so schikt der Bräutigam gegen Mittag zu der Verlobten, und läßt sich die Ehre zum Gastmahl von ihr ausbitten. Sie erscheint nun in ihrem besten Staat, in Begleitung ihrer Aeltern und Freundinnen, und wird freudig empfangen. — Was sodann weiter vorgeht, haben wir bereits erzählt.

XXXIII.

Die Dörfer um Sabou werden von dem Feinde überfallen. Julius und Emmerich ziehen mit den Schwarzen zu Felde. Verheerungen, womit die Negerkriege begleitet sind. Julius versinkt samt seiner Hütte in die Erde.

Zwei Tage brachten wir ganz vergnügt in der Stadt Sabou zu; am dritten Morgen wurden wir aber durch ein schreklisches Getöse von Trommeln, Hörnern, Kriegsgeschrei und Weheklagen der Weiber und Kinder gewekt. Der Feind war in Anmarsch und hatte schon die umliegenden Dörfer in einen Aschenhaufen verwandelt. Alles, was nicht die Waffen führen konnte, ergriff die Flucht. Jammernde Frauen, schreiende Kinder, blökende Thiere, die in der Eile fortgetrieben wurden, füllten und versperrten die engen Strassen, und ließen kaum den herbeieilenden Kriegern Plaz, sich zu sammeln.

Ich hielt es mit Emmerich für Pflicht, dem Volk, welches mich so freundschaftlich bei sich aufgenommen hatte, in einer so dringenden Gefahr zu Hülfe zu eilen. Wir ergriffen unsere Gewehre und eilten auf den Sammelplaz. Die Neger, welche uns begleitet hatten, und mit ihnen eine große Menge ihrer Freunde und anderer Personen, mit denen wir während unsers hiesigen Aufenthalts bekannt geworden waren, drängten sich um uns her,

und verlangten uns als Anführer. Sie zogen uns mit sich fort zu ihrem General, trugen ihm in ihrer Sprache, die wir nicht verstanden, ihre Wünsche vor, und sie wurden genehmiget. In weniger als einer Stunde war unser kleines Häufchen zu einem Heer von mehr als tausend Mann angewachsen, welches bei den Negern schon eine starke Armee ist.

Alle unsere Krieger erschienen mit Flinten, Säbeln und Sagaien, einer Art Spießen, bewafnet. Ueber den Leib hatten sie eine Patrontasche von Tyger- oder andern Fellen gebunden, die mit einem Duzend- auch etwas mehr Patronen mit Kugeln, gehaktem Eisen oder schweren runden Steinen gefüllt waren. Neben der Patrontasche hing auf der einen Seite ein Beutel mit geröstetem Mehl aus Mais (türkischem Korn), und auf der andern eine Feldflasche aus einem Kürbis. Noch außerdem war jeder mit einem Strik von Bast versehen, um seine Gefangenen daran fest zu binden, im Fall er deren machen sollte.

Von einer Uniform war nicht die Rede. Sie waren ganz nakt, und am Körper um und um auf eine scheusliche Art mit weißer Farbe bemahlt. Nur um die Lenden hatten sie ein kleines Tuch zur Bedekung, und auf dem Kopf saß eine Art Grenadiersmüze oder Helm, aus einem Kuhfell, das frisch über einen Kloz gezogen und auf demselben getrocknet

worden war. Viele hatten sich auch aus Elephantenohren solche Müzen gemacht, denn keiner war in seinem Kriegspuz dem andern völlig ähnlich. Viele hatten den ganzen Kopf in einem Affen- oder Tigerfell stecken, und ihre Augen sahen durch die Augenöffnungen des Thieres heraus; hinten aber war ein langer Schwanz von dem Fell des Thieres angehängt, der ihr Aussehen noch fürchterlicher machen sollte. Nicht wenige trugen auch außerordentlich große Strohhüte oder Müzen von Matten. Alle waren um und um mit einer Menge Knochen, Hölzer, Fischgerippen und dergleichen behangen, welche, ihrem Aberglauben nach, von ganz besonderem Nuzen in einer Schlacht seyn sollten. — Ich meines Theils hatte aber viel größeres Zutrauen zu ihren Flinten und ihren starken Säbeln, die alle sichelförmig gekrümmet und zum Theil wie eine Säge ausgekerbt waren.

Als alles in Ordnung war, wurden zum Signal des Abmarsches die Trommeln gerührt und die Hörner geblasen. Die große Trommel trug ein Neger auf dem Kopf, und ein anderer ging hinter ihm her und schlug sie mit zwei gewaltigen Schlägeln. Die kleine Trommel wurde dagegen von dem Tambour selbst am Hals angehängt getragen. Beide Arten waren aus ausgehölten Baumstämmen verfertiget und nur auf der einen Seite mit einem Kalbfell bezogen.

die andere Seite war offen. — Zähne von jungen Elephanten dienten als Hörner.

So gerüstet trat unser Heer seinen Marsch an. Mir und Emmerich wurde die Führung des Vortrabs übergeben. Unsere Freunde unter den Schwarzen, nebst andern landeskundigen Negern, dienten als Wegweiser. Vorzüglich verließ ich mich auf mehrere Flüchtlinge aus den verheerten Ortschaften, durch welche die erste Nachricht von dem Ueberfall der Feinde nach Sabou gekommen war. Sie kannten genau die umliegende Gegend, und durch die weise Benuzung ihrer Nachrichten gelang es uns wirklich, den Feind ganz unvermuthet zu überrumpeln. —

Ganz nahe bis an das nächste verheerte Dorf zog sich eine Waldspize. Ich verließ daher mit meinem Trupp schon in der Entfernung einer guten Meile den gebahnten Weg, und schlug mich mit meinen Kriegern in den Wald, worin uns unsere Führer auf den ihnen wohlbekannten Fußpfaden dem Dorfe immer näher brachten, ohne daß der Feind etwas von unserm Anmarsch ahndete. Als wir endlich das Ende der Waldspize erreicht hatten, und nicht länger unentdekt bleiben konnten, ertheilte ich meinen Negern Befehl, in vollem Lauf, so schnell sie konnten, dem rauchenden Dorfe zuzurennen, damit der Feind nicht Zeit erhalten möchte, sich zu besinnen

und Anstalten zu unserm Empfang zu machen. Ich selbst nebst Emmerich stellte mich an ihre Spize.

Wir fanden die Barbaren noch in voller Beschäftigung mit Plündern, Morden und Brennen. Allenthalben lagen die Strassen voll todter, sterbender, verstümmelter Menschen. Alles, was sie von dem Vieh nicht fortbringen konnten oder mochten, war niedergeschossen worden; ganze Haufen getödteter Schafe, Ochsen, Ziegen, Schweine, fingen bei der unerträglichen Hize schon an, die Luft zu verpesten. Auf dem geräumigsten Plaz im Dorfe war ein großes Feuer angeschürt, in welches von einer Schaar solcher Unmenschen halbtodtes Vieh mit sterbenden Männern und Weibern geworfen und lebendig gebraten wurde. Abgehobene Strohdächer und eingestürzte Hütten lieferten ihnen das Holz dazu.

Schnell und brüllend, wie ein Donnerwetter, strömten wir unter diese Barbaren, die, obgleich viel stärker, als wir, an der Zahl, im ersten Schreken sogleich die Flucht ergriffen. Wir ließen ihnen nicht Zeit, sich zu erholen, sondern verfolgten sie von Straße zu Straße mitten unter brennenden Hütten und rauchenden Schutthaufen. Ein Theil ihres Heeres hatte sich in andere Dörfern zerstreut; um desto leichter wurde es uns, mit ihnen fertig zu werden. Nach und nach bemerkten sie indessen, mit welchem geringen Häufchen Feinde sie es zu thun

hatten, sie standen daher, und machten sich fertig, uns zurük zu treiben. In eben diesem Augenblik erschien aber ganz nahe am Dorf unser großes Heer, und nun gerieth alles in wilde Flucht. Wir säbelten eine Menge von ihnen nieder, und ganze Schaaren wurden zu Gefangenen gemacht. Viele unter lezteren waren schwer verwundet, und konnten denen, welche zu ihrer Abführung beordert waren, nicht folgen. Allen diesen Unglüklichen wurde kaltblütig der Kopf abgehauen, und so viele Mühe ich mir auch gab, sie zu retten, so wenig wollte mir es gelingen. Es war dieß Kriegsgebrauch unter ihnen: Wer nicht gleich auf dem Plaz blieb, und nicht als Gefangener abgeführt und als Sklave verkauft werden konnte, der mußte seinen Kopf hergeben. Von diesen Köpfen wurde dann das Fleisch abgelös't, und die untere Kinnlade an die Trommeln und Hörner gehängt.

Den fliehenden Feind wurde keine Ruhe gelassen; wir folgten ihm von Dorf zu Dorf und rächten grausam an ihm seine Verwüstungen. Wir jagten ihn nicht nur siegreich bis über die Grenzen, sondern fielen in sein eigenes Land und verheerten es eben so barbarisch, als er das unsrige. Die Rachsucht machte unsere Neger wo möglich noch grausamer, und keine Bitten, keine Vorstellungen waren vermögend, ihrer Wuth Einhalt zu thun.

Als das Morden, Brennen und Plündern lange genug gedauert hatte, zogen wir uns wieder zurük. Die Greuelscenen, wovon ich Zeuge gewesen war, hatten mein Herz mit solchen Unmuth erfüllt, daß ich nicht länger unter diesen Barbaren verweilen wollte. Es wurde daher beschlossen, gleich den folgenden Tag nach Cap Corse zurück zu gehen, und allen weiteren Reisen in das Innere des Landes ganz zu entsagen.

Bei meiner Ankunft zu Sabou war ich aber noch Zeuge von einem freudigeren Auftritte. Jubelnd kamen auf die Nachricht von dem erfochtenen Sieg Jung und Alt mit ihrem Vieh aus den Wäldern zurük, in die sie sich geflüchtet hatten, und überließen sich ungestört der Freude, ihr Eigenthum wieder eine Zeitlang ruhig zu besizen. Uns Fremde, die ihnen als ihre Erretter bezeichnet wurden, überhäuften sie mit Geschenken an Elfenbein, Goldblechen und Seidenbaumwolle. Ihre ganze Redekunst wurde aufgeboten, uns zu bewegen, noch eine Zeitlang unter ihnen zu verweilen; da wir aber auf unserer Abreise bestanden, wollten sie wenigstens nicht zugeben, daß wir die Rükreise zu Fuß anträten, sondern wir mußten uns bequemen, uns nach der landesüblichen Weise tragen zu lassen.

Ehe wir aber die Reise beginnen konnten, ereignete sich ein Vorfall, der uns in großen Schre-

ken versezte. Es stürzte nämlich in der Nacht vorher der Boden unter unserer Hütte ein, und wir versanken, nebst allem, was darin war, in die Erde. Zum Glück wurde niemand bedeutend beschädiget; aber, wie man leicht denken kann, entstand eine große Bewegung unter allen, die begraben waren. Die Säulen, das Dach der Hütte, das Gebälke, lag über uns, und erlaubte uns nicht, aufzustehen. Wir mußten die Nachbarn um Hülfe anrufen, und erhielten sie erst spät. Einer wurde nun um den andern, sobald Schutt und Decke weggeräumt war, hervorgezogen, und wir genossen die Freude, uns alle wieder unversehrt zu begrüßen.

Der Erdfall, der uns in solches Schreken versezte, war durch Insekten, eine Art Holzläuse, veranlaßt worden, die gleich den Ameisen, in ungemein zahlreichen Gesellschaften leben, und die Erde oft so unterwühlen, daß nicht nur einzelne Gebäude, sondern ganze Dorfschaften zusammen stürzen. Sie haben nicht allein, wie die Bienen, eine Königin, sondern auch einen König. Die Königin legt alle Eier, aus welchen das ganze junge Volk entspringt. Es theilt sich dasselbe in drei Klassen: Arbeiter, Soldaten und Adel. Lezterer ist geflügelt, und nimmt keinen Antheil an den Arbeiten. Es bauen sich diese Insekten große gewölbte Wohnungen von dunkelbraunem Thone, die von außen ziemlich

großen kegelförmigen Hügeln gleichen, und gemeiniglich sind mehrere neben- und übereinander aufgethürmt. Das Innere ist in Zimmer abgetheilt. Das Gemach für den König und die Königin ist der Erde gleich, und hat unter, ober und neben sich eine Menge anderer Zimmer für die Soldaten und Arbeiter, die zu ihrer Bedienung erforderlich sind. Das ganze Gebäude besteht aus unzähligen Zellen. Ihre Arbeit betreiben diese Thiere so schnell und so geheim, daß man selten früher etwas davon gewahr wird, als bis man die Wirkungen davon empfindet. Bei Angriffen auf ihre Wohnungen stellen sie Wachen aus, und gehen muthig auf die Stürmenden los; an den Ameisen aber haben sie gefährliche Feinde, denen sie nicht leicht entgehen können; und die große Verheerungen unter ihnen anrichten, wenn sie den Weg in ihren Bau finden.

Unser Schreken verwandelte sich in Scherz und Lachen, als die Gefahr vorüber war; der Neger aber, dessen Hütte niedergestürzt wurde, machte ein ganz trübes Gesicht, und krazte sich gewaltig hinter den Ohren. Den Insekten selbst war der Spas, den sie machten, übel genug bekommen, denn viele tausende waren durch das eingestürzte Erdreich erschlagen worden.

XXXIV.

Rükreise. Hinrichtung der Seeräuber. Abreise nach der Sklavenküste. Anstalten zu einer Reise nach Dohomei. Schlangentempel zu Sabi.

Unsere Abreise wurde durch diesen Vorfall um einige Stunden verspätet, doch aber wurde sie noch denselben Morgen angetreten. Es erschienen sechzehn Neger mit zwei Tragsesseln, deren jeder an einer Stange hing, welche zwei Träger auf die Schulter nahmen. Die andern begleiteten uns blos, um diese von einer Streke zu andern abzulösen, damit die Reise leichter und schneller vor sich ging. Der eine dieser Sessel war für mich, der andere für Emmerich bestimmt. Wir saßen so auf denselben, daß wir uns mit dem einen Arm an der Tragstange anhalten, mit der andern Hand aber einen Sonnenschirm tragen konnten; unsere Füße ruheten auf einem besonderen Tritt. Auf solche Weise schritten unsere Träger muthig mit uns einher, und legten in drei Stunden über zwei deutsche Meilen zurück. Unsere Gewehre und unser Gepäke wurde von den übrigen Negern uns nachgetragen. — So gelangten wir früher, als wir es erwarteten, wieder an unsern Bestimmungsort an.

Wir erblikten in der Nähe des Forts ein ausserordentliches Menschengewühl, und wurden bald die Veranlassung dazu gewahr. Auf einer Anhöhe waren

mehrere neue Galgen errichtet, um welche sich das Volk herdrängte. Wir vermutheten sogleich, daß sie unsern Seeräubern zu Ehren erbaut worden seyen, und wir irrten uns nicht. Begierig, das Schauspiel mit anzusehen, verdoppelten unsere Neger ihre Schritte, und kamen eben an den Kreis, als Roberts mit dem Strik um den Hals die Leiter bestieg. Ohne Furcht und ohne Reue ging er dem Tod entgegen. Seine lezten Worte waren Verwünschungen gegen unsern Kapitain, und alle, die er am Leben gelassen hatte; auf einen Wink des Kommandanten stieß ihn aber der Henker von der Leiter und machte dadurch seinen Schmähungen ein Ende. Er baumelte beinahe eine Viertelstunde lang, ehe er den Tod finden konnte, den er schon so lange verdiente. Nach ihm kam die Reihe an die meisten seiner Spiesgesellen; den andern aber wurden nach einer lange ausgestandenen Todesangst, in Hinsicht auf das Zeugniß, das wir zu ihrem Besten abgelegt hatten, das Leben geschenkt; sie wurden aber zu einer zehnjährigen Galeerenstrafe verurtheilt, die vielleicht härter war als der Tod.

Wir hielten mit der zurükkehrenden Volksmenge unsern Einzug in das Fort, und wurden schon unterwegs von vielen unserer zurükgelassenen Freunde erkannt und freundlich bewillkommt. Unsere Neger beschenkten wir nach unserer Ankunft reichlich mit

allerlei europäischen Waaren, die ihnen viel Vergnügen machten, und schikten sie in ihre Heimath zurük.

Den folgenden Tag erhielt ich einen Besuch von unserm Kapitain. Erst jezt, nach der Hinrichtung der gefährlichen Menschen, die ihm sein Schiff geraubt hatten, war ihm wieder ganz wohl; nunmehr erst konnte er Anstalt zu der Fortsezung seiner Reise machen. Da aber sein Schiff beinahe ganz unbemannt und noch überdies durch das Kanonenfeuer der Fregatte und den vorhergegangenen Sturm stark beschädigt war, so mußte er sich noch eine geraume Zeit hier aufhalten. Er stellte mir daher frei, ob ich lieber meine Fahrt auf einem andern Schiff fortsezen, oder bis zu der Wiederherstellung des seinigen eine kleine Reise unternehmen wollte. Es geht noch diese Woche, sprach er, ein englisches Fahrzeug mit einer Anzahl hiesiger Kanots in Handelsangelegenheiten nach Whida, auf der Sklavenküste, ab. Wollen Sie diese Reise nicht mitmachen? Vielleicht finden Sie Gelegenheit, von dort aus auch etwas tiefer in das Land zu kommen, und Ihre Wißbegierde zu befriedigen. Zu seiner Zeit gebe ich Ihnen dann Nachricht von meiner Abfahrt, und nehme Sie, wenn Sie wollen, im Vorbeisegeln wieder in mein Schiff ein.

Dieser Vorschlag gefiel mir. Der Wunsch, mit unserem braven Kapitain meine Reise weiter fortzu-

sezen, und doch meine Zeit nicht müßig hinzubringen, wurde damit auf gleiche Art befriediget. Auch Emmerich war ganz damit zufrieden. Wir machten uns also zu unserer nahen Abreise nach der Sklavenküste fertig, und bestiegen nach einigen Tagen das dahin abgehende Schiff.

Die Sklavenküste enthält mehrere bedeutende Reiche, und wird von vielen größern und kleineren Völkerschaften bewohnt. Die vornehmsten Reiche sind Dahomei, Benin, Groß-Popo, Klein-Popo und Kalbari. Alle werden von ihren Königen despotisch regiert, und nirgends in der Welt wird vielleicht Menschenleben geringer geachtet, als in diesen Negerstaaten.

Die Brandung an der Sklavenküste ist so stark, daß es beinahe nicht möglich ist, mit europäischen Fahrzeugen an das Land zu kommen. Alle Schiffe, die dort Handlung treiben, nehmen daher Kanots von der Goldküste mit, die mit funfzehn bis zwanzig starken Leuten besezt sind, welche sich muthig mit ihrem Kahn durch die Wellen arbeiten. Auch uns brachten sie nach unserer Ankunft wohlbehalten an das Land, und wir verfügten uns sogleich nach Griwih, der Hauptstadt der Provinz Whida, die ungefähr eine Stunde Wegs von der Seeküste in einer sandigen Ebene lag.

Bei meiner Ankunft hörte ich mit Vergnügen, daß in einigen Wochen ein Botschafter in Angelegenheiten der englischen Handlungsgesellschaft an den König von Dahomei abgeordnet werden sollte. Von Kap-Korse aus hatten wir Empfehlungsschreiben an den Vorsteher der englischen Faktorei mitgebracht; wir fanden daher eine ganz günstige Aufnahme, und erhielten auf unser Bitten die Erlaubniß, den abgehenden Gesandten auf seiner Reise nach Dahomei begleiten zu dürfen.

Seine Abreise erwarteten wir in der Stadt Whida, die etwas tiefer im Lande liegt. Wir fanden mitten in dieser Stadt einen großen Marktplaz, mit ordentlich dazu gebauten Buden, die reichlich mit europäischen und inländischen Waaren versehen schienen. Weiber machten hier die Hauptgeschäfte; die Männer aber beschäftigten sich vorzüglich mit dem Sklavenhandel, der außerordenlich stark getrieben wird.

In Whida wird eine Schlange, Daboi genannt, als der Hauptfetisch oder die Untergottheit des Landes verehrt. Die Einwohner glauben, sie habe die Aufsicht über Handlung, Krieg, Akerbau rc. In der Stadt Sabi ist dieser Schlange ein ansehnlicher Tempel erbaut, und ihre Priesterinnen sind junge Mädchen, die zu ihrem Dienste geweihet werden, und in allgemeiner Achtung stehen. In

die Haut äzt man ihnen allerlei Figuren von Blumen, Thieren, besonders Schlangen, mit eisernen Messern ein; so daß die ganze Oberfläche ihres Körpers wie feingeblümter Atlas aussieht. Viele andere Mädchen sind blos da, um in dem Tempel zu singen und zu tanzen. Sie sind alsdann prächtig angekleidet, und am Halse, an Händen und Füßen tragen sie alle Arten von Korallen; der obere Theil des Körpers ist aber gewöhnlich blos.

Alle Jahr geschieht nach Sabi eine feierliche Wallfahrt zu dem Schlangentempel, die für eben so verdienstlich gehalten wird, als die Pilgerreise der Mahumedaner nach Mekka. Keiner der Wallfahrer darf aber den Tempel betreten und seinen Gott sehen. Außer den Priesterinnen hat dieses Glück nur einmal im Jahr der König. Das übrige Volk liegt vor dem Tempel mit dem Angesicht zur Erde, und betet die Gottheit in der Ferne an.

Bis zur Ankunft des Gesandten versahen wir uns zu Whida mit Hängebettenträgern, Lastträgern und allerlei Bedürfnissen zu unserer Reise, als Matrazen zum Schlafen, Eßwaaren, Getränken und einem guten Sack voll Kauries (kleine Muscheln, die dort als Münze gelten,), zur Bestreitung unserer Ausgaben. Bei seiner Ankunft bat sich der Botschafter auch noch von dem Statthalter einen Dollmetscher und eine Zahl bewaffnete Männer zu unse-

rer Bedekung aus. Er erhielt sie, und so traten wir, über vierzig Mann stark, wohlgemuth unsere Reise an.

XXXV.

Eine Missethäterin wird hingerichtet. Wilde Thiere in den Städten von Dahomei. Der Aguti. Einzug zu Abomei, der Hauptstadt von Dahomei.

Ein großes Menschengewühl auf dem Marktplaz von Whida hemmte unsern Zug. Begierig, zu erfahren, was dieser Zusammenlauf zu bedeuten hätte, hielten wir an. Wir erblikten mitten auf dem Markte einige große Sonnenschirme, wie sie nur der Statthalter zu führen pflegt, und schloßen aus denselben auf seine Anwesenheit. In eben diesem Augenblik kam einer seiner Diener, und ersuchte den Gesandten, im Namen seines Herrn, noch einige Augenblike zu verweilen, weil er ihm noch einen kleinen Auftrag an den Hof von Abomei (der Hauptstadt von Dahomei) zu ertheilen hätte; zugleich wurde dem Volk geboten, Plaz zu machen, und wir näherten uns dem Statthalter. Er war eben im Begriffe, das Todesurtheil über eine Frau auszusprechen, die in einem von seinen Dienern geschlossenen Kreise vor ihm kniete. Der Gesandte, und wir alle mit ihm, baten um ihr Leben; allein umsonst: der König selbst hatte auf den Bericht von

ihrem Verbrechen befohlen, daß sie sterben und ihr Kopf auf einen Pfahl gestekt werden sollte. Dieser Pfahl lag auch schon ganz zugespizt zu ihrer Seite.

Während unserer Unterredung hatte sich ein kleines Mädchen, das nicht wußte, was vorging, aus Neugier durch den umstehenden Haufen gedrängt. Es erkannte in der Verbrecherin seine lang nicht mehr gesehene Mutter, lief vergnügt auf sie zu, umschloß sie mit seinen Armen, und bezeugte ihr seine unschuldige Freude, sie wieder zu sehen. Die Mutter drükte sie gerührt an ihre Brust und ließ ihren Thränen freien Lauf. Bald aber faßte sie sich wieder und machte sich los. Geh Kind, sprach sie mit gebrochener Stimme, geh, du gehörst nicht hieher. Das Mädchen wollte sich nicht von ihr trennen und wurde weinend weggeführt.

Der Statthalter fuhr jezt in seinem Urtheilsspruche fort. Die Verbrecherin hörte ihn aber ganz gleichgültig an, und stocherte sich, indeß er redete, die Zähne mit einem Strohhalm, den sie von der Erde aufgelesen hatte. Ihre lezten Thränen waren um ihr Kind geflossen; ihr Leben schien keinen Werth mehr für sie zu haben. Der Statthalter fuhr indessen fort in seiner Rede, ermahnte die Umstehenden zum Gehorsam gegen den König, und zu einem ordentlichen Verhalten.

Kaum hatte er das lezte Wort gesprochen, so erhielt das angeklagte Weib durch einen Nachrichter von hinten einen gewaltigen Schlag mit einer Keule auf den Kopf, von dem sie sogleich leblos niederstürzte. Ein anderer Scharfrichter trat jezt mit einem Säbel hervor, hieb ihr den Kopf ab, und stekte ihn auf einen Pfahl, der mitten auf dem Marktplaz eingegraben war; der Körper aber wurde vor der Stadt auf den Schindanger geworfen, wo er ein Raub der wilden Thiere werden sollte.

Wir erkundigten uns nach dem Verbrechen dieses noch ziemlich jungen Weibes, und erhielten folgende Nachrichten:

Sie war eine Krämerin, die auf dem Marktplaze einen kleinen Laden hatte. Einige Zeit vor ihrer Hinrichtung bemerkte sie, daß ihr etwas gestohlen worden war. Nun nahm sie nach der gewöhnlichen Landessitte ein Stükchen brennendes Holz aus dem Feuer, schwang es über dem Kopf und rief laut aus: W e r m i r d a s M e i n i g e g e s t o h l e n h a t, u n d e s n i c h t w i e d e r b r i n g t, d e r m ü s s e e b e n s o s t e r b e n u n d v e r l ö s c h e n, w i e d i e s e s S t ü k H o l z. Indeß sie so ausrief, fiel ein Funke von dem Brand auf das dürre Strohdach einer Hütte, und sezte bald den größten Theil des Marktes in Feuer.

Beinahe eine Stunde lang wurde unsere Reise durch diesen unangenehmen Vorfall aufgehalten. Sobald indessen unser Botschafter den Auftrag des Statthalters vernommen hatte, sezten wir sie fort, und kamen zwischen Pflanzungen von Batatten, Kichern und Getreide in der Vorstadt Xavier an. Unsere Träger machten diesen Weg in anderthalb Stunden, ob er gleich gegen acht englische Meilen beträgt; sie gingen also ungefähr fünf Meilen in einer Stunde. Wir kamen von da weiter über Flüsse mit herrlichen Bäumen und dikem Gesträuch bewachsen, im welchem die Elephanten, die es in dieser Gegend in Menge gibt, bequeme Lagerpläze finden. Von Zeit zu Zeit ruheten unsere Neger auf dem grasreichen Boden, und hingen in der brennenden Mittagshize unsere Betten unter schattigen Bäumen auf. Rings umher war dieses gesegnete Land mit den schönsten Palmbäumen bewachsen, und an manchen Orten ragte das üppige Gras hoch über unsere Köpfe.

Kehrten wir auf unserer Reise in Dörfern ein, so wurden wir mit inländischem Bier, Pitto genannt, bewirthet, wofür wir uns dann gemeiniglich mit einem Fläschchen Branntwein, der in ganz Guinea sehr beliebt ist, erkenntlich bezeigten.

Wir übernachteten in der Stadt Ardra; unser Schlaf wurde aber durch das unaufhörliche Heu-

len, Brüllen und Bellen der wilden Thiere, besonders der Schakals, beständig unterbrochen. Leztere verlassen auch hier, wie auf der Goldküste, sobald es finster geworden ist, ihre Schlupfwinkel, und streifen schaarenweise durch die Städte und Pflanzungen, wo sie ihren Raub aufsuchen. Jedes zahme Thier, das nicht in einem Hause, oder wenigstens innerhalb hoher Mauern gesichert ist, wird ganz gewiß ihre Beute. Sind sie aber hungrig und können nichts besseres bekommen, so nehmen sie, wie schon oben erwähnt worden ist, auch mit viel geringerer Kost vorlieb. Oft findet man in ihrem Magen zerbrochene Kalebassen (Kürbisflaschen) und Stüke von alten dürren Kuhhäuten und anderem Leder. Die Schakals sind es auch vorzüglich, welche die Leichname hingerichteter Missethäter verzehren. Selbst die Todten in den Gräbern sind nicht vor ihnen sicher. Wittern sie einen begrabenen Leichnam, so vereinigen sich mehrere zu der Arbeit, und wühlen ihn gemeinschaftlich aus der Erde. Die Neger versichern, es würde der Tode nicht sogleich von den gefräßigen Thieren verzehrt, sondern sie tanzten erst lange um ihn herum, und bezeugten ihre Freude über ihren Fund. — Trifft ein Schakal einzeln ein Thier an, so verändert er das schrekliche Gebrüll, womit er sonst auf den Raub ausgeht, in einen andern widrigen Ton, wodurch er Gehülfen seiner Art

herbeiruft, damit sie den Fang mit ihm theilen. Mit eben demselben Tone kündigen sie auch die Entdekung eines Menschengrabes an, und verschaffen sich Beistand. So oft sie eine Kuh angreifen, paken sie sie zuerst beim Eiter. Dieses ist allemal schon verloren, ehe man dem armen Thier auf sein jämmerliches Geschrei zu Hülfe eilen kann.

Wir verließen auf unserer Reise nicht selten unsere Tragbetten uud belustigten uns mit der Jagd. Büffel, wilde Schweine, Aguti, wilde Kazen, und Perlhühner, wurden in ziemlicher Anzahl erlegt.

Die Aguti sind in der Länge beinahe so groß als ein ausgewachsener Haase, aber etwas diker. Zieht man ihnen die Haut ab, so sind sie, gleich einem Schwein, mit Spek ganz überzogen. Die Hinterbeine sind länger als die Vorderbeine, und die Ohren abgerundet und kurz. Die Schwarzen lauern ihnen des Morgens und Abends in ihren Lagern auf. Gemeiniglich kommen sie in Gesellschaften von funfzehn bis zwanzig Stück, und folgen einander einzeln auf demselben Wege. Die vordern lassen sie alsdann ungestört vorbeiziehen; die hintern aber greifen sie mit Knitteln an und schlagen gemeiniglich zwei oder drei todt. Auf die ersten wird deswegen nie der Angriff gemacht, weil die Jäger, wenn sie diese anfielen, der vereinten Wuth der ganzen Heerde

ausgesezt seyn würden; wenn sie hingegen nur die hintersten anfallen, so sezen die vordern ihren Weg fort, und kümmern sich nicht um das Schiksal der übrigen. Der Biß dieser Thiere wird von den Negern sehr gefürchtet, denn sie haben in der obern Kinnlade zwei furchtbare Schneidezähne, welche tiefe Wunden machen. Im Maul hat der Aguti viel Aehnlichkeit mit der Raze; die Oberlippe ist aber gespalten wie bei dem Haasen. Sein Fleisch ist geräuchert von sehr gutem Geschmak.

Wir waren auf dieser Reise glüklicher, als bei unserer Wanderung auf der Goldküste, denn ohne Unfall erreichten wir die Stadt Agrimei, und dann weiter Kalmina, eine Stadt von funzehntausend Einwohnern.

Hier fanden wir einen Boten aus der Hauptstadt Abomei, der Befehl hatte, anzufragen, ob der Gesandte es zufrieden sey, daß die vornehmsten Hofbeamten ihn feierlich empfingen? Diese Feierlichkeit besteht darin, daß der erste Minister und andere Vornehme dem Fremden ungefähr eine halbe Stunde weit mit einem zahlreichen bewafneten Gefolge entgegen kommen. Die Soldaten machen dann vor ihm ihre Kriegsübungen, und begrüßen ihn mit einigen Salven aus den Flinten. Hernach steigen die angesehensten Diener des Königs ab, empfangen den Fremden in dem Schatten großer Sonnenschirme,

reichen

reichen ihm erst einen Becher kaltes Wasser, dann ein kleines Glas Branntwein, das auf des Königs Gesundheit getrunken wird. Hernach brechen sie auf und begleiten ihn zu Fuß in die Stadt.

Dieses ganze Zeremoniel wurde von dem Gesandten höflich abgelehnt. Wir wären alle sehr müde und sehnten uns nach Ruhe. Weit willkommener war uns daher ein gut bestelltes Nachtlager, das für uns vorbereitet war, und eine nicht übel zugerichtete Mahlzeit, denn wir waren alle sehr hungrig. Die Träger, die unsern Vorrath nachschafften, hatten wir mit ihrem schweren Gepäke weit hinter uns zurückgelassen, wir konnten folglich von dieser Seite nicht so bald auf eine Erquikung rechnen.

Den folgenden Tag sezten wir zwischen gut angebauten Feldern unsere Reise nach Abomei fort. Bei unserer Ankunft vor den Thoren wurden wir mit fünfzehn Kanonenschüßen begrüßt, nnd nach einer besondern, für weiße Leute eingerichteten, Wohnung geführt. Ein Haushofmeister des Königs erwartete uns dort mit einem Geschenk seines Herrn, das in einem Krug kühlen Wassers, in Pitto (oder inländischem Bier), und einigen Hühnern bestand. Bald darauf erschien noch ein anderes Geschenk, das uns einer der königlichen Minister überreichte, der zu unserer Bewillkommung abgeordnet war. Es bestand in einem Schaaf, einigem Geflügel, zwei Krügen Pitto,

zwei Körben Mehl, einer Kalebasse Palmöl, einem Gefäß voll Salz und einer Flasche Branntwein.

XXXVI.

Ankunft zu Abomei. Blutige Feierlichkeiten an dem Hofe des Königs.

Zur Zeit unserer Ankunft war der Hof eben mit der Feier eines großen Festes beschäftiget, wobei die Gräber der Vorfahren des Königs mit dem Blut einiger Menschenopfer getränkt wurden. Alle Statthalter der Provinzen, alle Staatsbeamte, alle Kaufleute und Krämer, selbst alle Familienväter, mußten sich dabei mit Geschenken, oder vielmehr mit ihren Abgaben einstellen. Die vornehmsten überreichten ganze Stüke indischen Damast, die übrigen geringere Geschenke, oder baares Geld, nämlich Kauries. Wollte ein junger Mann ein Weib haben, so mußte er sich bei dieser Gelegenheit melden, zwanzigtausend Kauries dafür bezahlen, und dankbar annehmen, was man ihm gab, jung oder alt, schön oder häßlich. Keine Väter, keine Mütter dürfen im Königreich Dahomei ihre Töchter verheirathen; alle sind das Eigenthum des Königs, der sie verkauft an wen er will.

Unter der ungeheuern Volksmenge, mit welcher damals die Straßen von Abomei angefüllt waren, erblikten wir mehrmals Menschen, die mit großer Ge-

schäftigkeit die Gassen auf- und abrannten, und in einem sehr bedenklichen Aufzug erschienen. Nur die eine Hälfte des Kopfes war behaart, die andere Hälfte war geschoren. Von der Schulter hingen über die Brust bis zu den Knieen herab ein halbduzend Schnüre mit Menschenzähnen, und unter dem linken Arm trugen sie einen Sak. Wir ließen uns durch unsern Dolmetscher erkundigen, was das für Leute seyen, und was sie in ihrem Sak trügen? Die Antwort war, man nennte sie Halbköpfe, und in ihren Säken trügen sie Menschenköpfe. Es sind königliche Boten, fuhr der Dolmetscher fort, die abgeordnet werden, wenn jemand vor dem König eines Verbrechens angeklagt wird. Sie wohnen vor der ordentlichen Obrigkeit des Beklagten der Untersuchung bei, und wenn die That erwiesen wird, so nehmen sie entweder sogleich den Kopf des Verbrechers in einem Sak mit sich fort, oder sie führen ihn lebendig zur Bestrafung nach der Hauptstadt.

Die Stadt Abomei fanden wir viel größer, als wir sie uns gedacht hatten, denn sie enthält 24,000 Einwohner. Sie ist aber schlecht und unregelmäßig gebaut. Die Wohnungen jeder Familie bestehen aus einer Anzahl kleiner Hütten für die Weiber und einer oder zwei Hallen für den Herrn. Sie sind sämtlich mit einer hohen Lehmwand umgeben. Uebrigens liegt die Stadt in einer Ebene von

dürrem grobem Sand, und wird durch einen weit hergeleiteten kleinen Bach nur unzulänglich mit Wasser versehen. Eine Anzahl Weiber trägt daher dieses unentbehrliche Bedürfniß in den Straßen zum Verkauf umher.

Der König hat zwei Palläste oder vielmehr Häuser in Abomei, durch deren Anblik wir mit Entsezen erfüllt wurden. Eine große Anzahl Menschenschädel stekten längs dem Dache hin auf kleinen Pfählen. Zu jeder Seite des Eingangs war ein ganzer Hügel von Menschenköpfen angethürmt. Einige Schritte davon, dem Eingang des ersten Pallastes gegenüber, sahen wir ein kleines, ungefähr zehen Fuß hohes Gerüst, auf welchem gegen zwei Duzend Köpfe von Unglüklichen lagen, die man wenige Tage vorher bei einer Feierlichkeit geopfert hatte. Alle Verzierungen bestanden in Menschenschädeln; allenthalben wurden wir auf eine empörende Art an den blutdürstigen Despotismus der Könige von Dahomei erinnert.

Nicht ohne Herzpochen empfingen wir daher die Einladung des Regenten, uns an seinen Hof einzufinden. Um uns eine günstigere Aufnahme zu verschaffen, machte unser Botschafter sogleich Anstalt zur Ueberreichung seiner Geschenke. Sie bestanden in einer Portechaise und einer Drehorgel, die er durch seine Träger gleich Morgens vorausschikte.

Einige Stunden darauf folgten wir selbst mit unserm Dollmetscher nach.

An der Thür des Pallastes wurden wir von dem Minister empfangen. An jeder Seite des Eingangs lag vielleicht uns zu Ehren ein ganz frisch abgehauener Menschenkopf auf einem flachen Stein. Wir wurden vor der Leibwache des Königs vorbeigeführt, die aus vierzig Weibern bestand, wovon jede mit einer Flinte und einem Säbel bewafnet war. Zwanzig männliche Sklaven standen ihnen zur Seite, mit blinkenden eisernen Stäben in der Hand.

Durch einen Hof gelangten wir an eine zweite Thür, vor welcher sich abermals zwei abgehauene Köpfe befanden. Der Minister warf sich hier nieder und küßte den Boden. Sogleich öffnete uns ein weiblicher Soldat das Thor, und wir traten in einen Hof, in welchem sechs Menschenköpfe aufgestellt waren.

Eine dritte Thür führte uns auf den Plaz, wo der König uns in seiner ganzen Herrlichkeit erwartete. Er saß in einer geräumigen und kühlen Halle auf einem hübschen sammetnen, karmesinrothen, mit goldenen Franzen gezierten und auf einem Teppich stehenden Stuhl, und rauchte Tabak. Auf seinem Kopf saß ein Tressenhut mit Strausfedern geschmükt. Sein Anzug bestand in einem langen Kleide von prächtigem karmesinrothen Damast, das ganz

lose um seinen Leib geschlagen war, und in gelben Pantoffeln; Strümpfe aber trug er nicht. Einige von seinen Weibern fächelten ihn; andere wehrten mit Wedeln die Fliegen von ihm ab; noch eine andere hielt ihm knieend einen goldenen Becher vor, in dem er seinen Speichel fallen ließ.

Kaum war die Thür zu diesem Hofe geöfnet, so warf sich der Minister, welcher uns begleitete, nebst allen andern hohen Staatsdienern, die uns nachfolgten, zur Erde nieder, rieben ihre Stirn auf dem Staube, küßten den Boden zu wiederholtenmalen, krochen auf Händen und Füßen dem König zu, warfen sich öfters wieder von neuem mit dem Gesicht zur Erde und streueten mit beiden Händen eine Menge Staub auf ihre Köpfe. Wäre es nach einem vorhergegangenen Regen kothig gewesen, so würde doch eben dieselbe Zeremonie beobachtet worden seyn.

Solche Diener, dachte ich im Herzen, sind eines solchen Herrn würdig. Wie wahr hat nicht ein deutscher Dichter gesungen: Der Großen Hochmuth wird sich geben, wenn unsre Kriecherei sich gibt.

Wir verbeugten uns gegen den König nach europäischer Art, und es wurden uns sogleich ihm zur Seite und gegenüber Stühle angewiesen. Eine große Flasche Branntwein wurde gebracht, wir tran-

ken alle auf die Gesundheit der schwarzen Majestät und sie auf die unsrige. Hierauf begann mit Hülfe des Dollmetschers ein Gespräch, das sich über allerlei Materien verbreitete. So oft der Dollmetscher des Königs Worte wiederholte, warf er sich erst mit dem Gesicht zur Erde.

Der Regent von Dahomei hatte zwar, wie er uns sagte, die Geschenke erhalten, aber er wußte nicht, was er daraus machen sollte. Nie hatte er in seinem Leben eine Portechaise, noch weniger eine Drehorgel gesehen. Beide Stüke wurden gebracht, und der Gesandte zeigte ihm dem Gebrauch. Die Drehorgel machte dem König viel Vergnügen; unter allen Stüken, die sie spielte, gefiel ihm aber keines so sehr, als die Melodie eines alten Kirchenliedes, die man ihm unzähligemal wiederholen mußte.

Noch viel mehr Sensation erregte aber die Portechaise, deren Nuzen und Bequemlichkeit ihm begreiflich gemacht wurde. Sogleich wurden auf seinem Befehl ein Halbdnzend Hängebettenträger hereingerufen, die auf Händen und Füßen herangekrochen kamen. Auf des Königs Verlangen sezte der Gesandte sich in den Tragsessel, und wir andern wiesen die Träger an, wie sie sich zu benehmen hätten. Kaum hatte er sich einigemal in dem Hof umhertragen lassen, so konnte Seine Majestät nicht länger dem Verlangen widerstehen, die Portechaise

in höchsteigener Person zu besteigen. Seine Minister, seine Weiber, die Hängebettenträger und alle, die zugegen waren, jauchzeten laut auf, und begleiteten ihn mit ihrem Jubelgeschrei. Wirklich fiel die Portechaise recht gut in die Augen. Sie war mit rothem Saffian überzogen und inwendig mit weißem Atlas ausgeschlagen. Alle Augenblike zog er die Vorhänge zurük, die er als eine sehr sinnreiche Erfindung bewunderte, und strekte seinen schwarzen Kopf heraus. In der vollen Freude seines Herzens ertheilte er Befehl, ihn auch in die innern Zimmer seines Pallastes zu tragen, um sich auch den andern Weibern in seiner Herrlichkeit zu zeigen; und wie man leicht denken kann, fehlte es ihm auch hier nicht an Bewunderern.

Nach seiner Zurükkunft wurden wir sämtlich beurlaubt, und die Vornehmen des Hofes begaben sich auf eben die kriechende Art, wie sie gekommen waren, auch wieder weg.

Den folgenden Morgen wurden wir eingeladen, einige Lustbarkeiten an des Königs zweitem Pallaste mit anzusehen. Wir verfügten uns hin. Der König und seine Minister saßen auf Stühlen, die vor dem Thor des Gebäudes auf ausgebreiteten Leopardenhäuten standen. Eine Anzahl Tänzer belustigte den Hof mit mancherlei Tänzen nach dem Schall einer sehr unangenehmen Musik, und die

possirlichen Verdrehungen des Körpers, wodurch sich manche auszeichneten, schienen dem Hof viel Vergnügen zu machen. Wehe aber dem Ungeschikten, der das Unglük hatte, zu straucheln und zu fallen. Er wurde sogleich aus dem Kreise herausführt und hingerichtet; ein Scharfrichter schlug ihm den Kopf ab, ohne daß der Tanz durch seinen Tod auch nur einen Augenblik unterbrochen wurde!

Die geringe Lust, welche uns dieser Tanz gewährte, wurde ganz gestört, als wir von einem unserer Leute auf sieben Männer und eben so viele Pferde aufmerksam gemacht wurden, die mit den Knöcheln und Handgelenken an lange, in den Boden eingeschlagene Pfähle gebunden waren. Sie sollten in diesem Zustand bis zu der Nacht vor der nächsten Feierlichkeit bleiben, wo dann den Männern sowohl, als den Pferden, die Köpfe abgeschlagen werden würden. — Die Armen wußten alle gar wohl das Schiksal, das ihrer wartete; doch aber waren sie nicht gleichgültig gegen die Musik, und schienen Vergnügen daran zu finden, weil sie den Takt dazu schlugen.

Wir verließen diese traurige Scene bald. Noch aber waren wir nicht weit gegangen, als wir durch einen unerträglichen Geruch beinahe erstikt wurden. Wir sahen uns nach der Ursache um, und erblikten die Köpfe von zwei und dreißig Pferden und sechs

und dreißig Menschen, die bei zwei vorhergehenden Feierlichkeiten waren hingerichtet worden. Sie hatten nichts verbrochen; sie starben blos als Opfer für die übel verstandene Größe des Königs, der nach einer seit undenklichen Zeiten eingeführten Sitte seine Herrlichkeit nicht besser als durch Menschenblut an den Tag zu legen glaubte.

Wir gingen von da über den Marktplaz, und trafen gleich an dem Eingang desselben zwei, ungefähr zwanzig Fuß hohe, Galgen an. An jedem war ein Mensch bei den Füßen aufgehangen, der, wie man an dem verwundeten Schädel gewahr wurde, mit einer Keule vorher mußte todt geschlagen worden seyn. Raubvögel rissen ihnen die Eingeweide aus und frassen sie stükweise.

Alle diese Unthaten sahen die Eingebornen ohne Gefühl mit an. Durch eine lange Gewohnheit hatten die empörendsten Greuel alles Schreckliche für sie verloren. In den vielen blutigen Festen, wovon sie fort und fort Zeugen waren, bewunderten sie blos die Größe ihres Königs, der reich genug war, so ungeheure Unkosten zu bestreiten.

Den folgenden Tag kam abermals eine Einladung des Königs: Wir sollten eine Prozession seiner Weiber mit ansehen. Er hatte deren allein zwischen drei bis viertausend; seine Minister besaßen zum Theil gegen vierhundert, und die Staatsdiener

von geringerem Rang nach Verhältniß, denn die Vielweiberei unter den Großen ist zu Dahomei allgemein eingeführt. Auch den geringen ist sie erlaubt, wenn sie die Mittel haben, mehr als eine Frau zu kaufen und zu ernähren. Bei jenem Umgang waren indessen nicht mehr als ungefähr siebenhundert Weiber des Königs, die alle nett gekleidet aus dem Pallast zogen, und auf dem Paradeplaz Tänze aufführten. Die Musik bestand in Trompeten, Flöten, Glocken und Trommeln, die ein äußerst rauhes Getöse machten. War ein Chor Musiker müde, so wurde es von einem zweiten, einem dritten abgelös't. Indessen machte man Anstalt zu einer Mahlzeit für uns; wir wurden mit gebratenen Hühnern und manchen andern guten Speisen bewirthet; der König aber aß nicht mit uns; denn niemand darf glauben, daß er, wie andere Menschen, Nahrung zu sich nehme, oder Erfrischung und Schlaf bedürfe.

Nach der Mahlzeit erschien Ihro Majestät selbst auf dem Paradeplaz, von vier und zwanzig bewaffneten Weibern begleitet. Er tanzte zur unaussprechlichen Freude seiner Unterthanen eine Zeitlang vor ihnen, um sie von seiner Gesundheit und seinen Kräften zu überzeugen. Nach dem Ball wurden alle Musiker königlich belohnt. Er schenkte ihnen über dreitausend Pfund Kauries, die von dreihundert und zwanzig Weibern gebracht wurden. Jede

trug viertausend Stük in einer kupfernen Pfanne, und vertheilten sie unter die Trommelschläger und Spieler, die alle laut jubelnd und höchst vergnügt nach Hause gingen.

Den folgenden Tag sahen wir auch die Kinder des Königs, die Truppweise in Begleitung einer Schaar von mehr als achthundert Weibern vor uns vorüber zogen. Erst kamen die funfzehn ältesten Töchter, alle in der Blüthe ihrer Jahre, unter der Bedekung einer weiblichen Wache. Auf sie folgten zehen Truppe von den jüngeren, sieben- bis funfzehnjährigen Kindern, alle nach dem Alter geordnet. Jeder Trupp war funfzehn Köpfe stark. Ihro Majestät hatte also eine ganz artige Familie. Nach den Kindern kamen, außer den siebenhundert und dreißig Weibern, die den Zug eröffnet hatten, noch sieben Schaaren, jede von funfzig, die den Hof mit Gesang und Tanz belustigten. Unter diesen erregten besonders vier unsere Aufmerksamkeit. Ihr Anzug war zu seltsam, als daß er beschrieben werden könnte, und jede hatte an ihrem Hintern einen langen Schwanz befestigt, welcher ein zusammen genäheter und ausgestopfter Streif von einer Leopardenhaut zu seyn schien. Diesen Schwanz dreheten sie durch eine geschikte Bewegung ihrer Hüften mit erstaunlicher Schnelligkeit wie eine Schleuder um sich her. Zum Beweis seiner Zufriedenheit ließ sie

der König mit einer ansehnlichen Menge Kauries beschenken.

An den Zug schloß auch der König sich mit seiner Portechaise an, und wir folgten ihm in Tragbetten. Die Prozession ging über den Markt unter fünf Galgen weg, an deren jeder ein Mensch hing, der erst in der vergangenen Nacht zur Verherrlichung der Feierlichkeit war getödtet worden. Wir hielten auf einem großen Paradeplaz, der mit Schranken umgeben war, um das Hinzudrängen der Volksmenge zu verhindern, und mitten in demselben nahmen wir ein köstliches Mahl ein. In eben solcher Ordnung ging nachher der Zug wieder zurük.

XXXVII.

Der Wind Harmattan. Der Pallast des Königs geräth in Brand. Es werden Geschenke unter das Volk ausgeworfen. Rükreise nach der Faktorei. Tod des Königs. Unordnungen, womit er begleitet ist.

Während der Lustbarkeiten an dem Königshofe zu Abomei wurden wir von einem merkwürdigen Wind, Harmattan genannt, heimgesucht. Er ist in seinen Wirkungen zu auffallend, als daß ich nicht mit meinen Lesern einige Augenblike dabei verweilen sollte.

Es ist dieser Harmattan ein Nordostwind, der in gewissen Monaten des Jahrs sich regelmäßig

auf den ganzen Theil der afrikanischen Küste, von dem grünen Vorgebirge bis zu dem Kap Lopez ein- stellt. Vielleicht erstrekt er sich auch noch um ein Merkliches weiter. Er erhebt sich nicht zu einer be- stimmten Stunde, sondern kommt bald bei Tag, bald bei Nacht, in jeder Mondesperiode. Gemeiniglich wehet er einen oder zwei, bisweilen auch fünf bis sechs Tage. Bei einem Harmattan regnet es nie; bisweilen aber stellt er sich unmittelbar nach einem Regenguß ein. Er wehet nur mit mäßiger Stär- ke; die Luft aber ist dabei so trübe, so nebelig, daß man kaum einige Sterne am Himmel erkennen kann. Den größten Theil des Tages ist die Son- ne verhüllt; nur um Mittag zeigt sie sich einige Stunden, aber schwach und roth, so daß man sie ansehen kann, ohne ein schmerzhaftes Gefühl in den Augen zu empfinden. So lange der Wind anhält, ist kein Tau zu bemerken, auch zeigt sich nicht der mindeste Anschein von Feuchtigkeit in der At- mosphäre. Alle Arten von Gewächsen leiden davon sehr bedeutend; zarte Pflanzen und aufgehende Ge- säme verwelken ganz; die frischesten, immer grünen Bäume empfinden seinen schädlichen Einfluß; die Zweige der Zitronen, Pomeranzen, Limonien, han- gen traurig zur Erde; das Laub wird welk und dürr; die Früchte schrumpfen, weil sie des gehöri- gen Nahrungssaftes beraubt sind, zusammen, und

werden gelb, troken und nothreif, ehe sie nur die Hälfte ihrer gewöhnlichen Größe erreicht haben; alles zeigt sich welk und schwindend. Das Gras wird dürr wie Heu, und diesen Umstand benuzen dann gemeiniglich die Eingebornen, es in der Nähe der Landstraßen abzubrennen, theils um die Wege frei zu erhalten, theils um wilden Thieren, oder auch Feinden, die etwa verstekt darin lauern möchten, ihre Schlupfwinkel zu benehmen. An Büchern, die sorgfältig in einer Küste verschloßen sind, werfen dennoch sich, wenn der Harmattan bläs't, die Bände, als wären sie einem Feuer ausgesezt gewesen; die Füllungen in den Thüren und die Fensterläden springen, die Fugen in den Fußböden tretten so weit auseinander, daß man die Finger dazwischen legen kann; die Seiten und Verdeke der Schiffe öffnen sich ganz und werden lek; eingelegte Arbeit zerfällt in Stüke, weil das Holz sich nach verschiedenen Richtungen zusammen zieht. Werden Fässer mit Wein, Branntwein oder sonst einer Flüßigkeit nicht sehr fleißig von außen naß gemacht, so ist gemeiniglich alles, was sie enthalten, verloren.

Bei einem Harmattan wird die Luft nicht wärmer, sondern um ein beträchtliches kühler. Die Eingebornen beklagen sich daher sehr über die rauhe Witterung, und ziehen ihre wärmsten Kleider an. Den in dem Lande befindlichen Europäern ist dagegen

diese Veränderung der Temperatur äußerst angenehm, ob gleich auch sie gar manche Unannehmlichkeit davon zu empfinden haben: denn Augen, Nasenlöcher, Lippen und Gaumen werden auf eine sehr unangenehme, oft schmerzhafte Art, troken. Man fühlt ein Bedürfniß, oft zu trinken, nicht sowohl um den Durst zu löschen, als die Kehle anzufeuchten. Lippen und Nase springen auf und werden wund, und ungeachtet der kühlen Luft hat man auf der Haut eine unangenehme Empfindung von brennender Hize; sie schmerzt, als ob man sich mit starker Lauge abgewaschen hätte.

Hält der Harmattan fünf oder sechs Tage lang an, so schält sich gemeiniglich die Haut von den Händen und dem Gesichte ab, und dauert er noch länger, auch von den übrigen Theilen des Körpers.

So schädlich dieser Wind im Ganzen ist, so hat er doch auch einiges Gute: alte Geschwüre und Hautausschläge heilen bei demselben schnell und gut; Patienten, die am Durchfall oder an Wechselfiebern leiden, werden gemeiniglich zur Zeit des Harmattan hergestellt; am zuträglichsten aber ist er den Pokenpatienten.

Durch diesen Wind wurde unsere Abreise von Abomei, wo die Geschäfte unsers Gesandten gleich in den ersten Tagen beseitiget worden waren, um etwas verzögert, denn es läßt sich während desselben

nicht ohne Unannehmlichkeit reisen. Indeß wir angenehmere Witterung abwarteten, wurden wir in der Nacht durch einen großen Feuerlärm erwekt. Wir eilten der Brandstätte zu, und fanden die eine Hälfte des königlichen Pallastes in lichten Flammen stehen. Nur mit vieler Mühe konnte dem Feuer Einhalt gethan und der übrige Theil des Gebäudes gerettet werden.

Der Brand war durch die Unachtsamkeit der Weiber ausgebrochen: Jede aber suchte die Schuld von sich abzuwenden und auf eine andere zu wälzen. Aufgebracht über ihren Leichtsinn, ließ der König funfzehn davon als Sklavinnen an uns verkaufen, und wieder andern den Kopf abschlagen. Noch an demselben Tag sahen wir mitten unter den rauchenden Trümmern des Gebäudes mehr als zwanzig blutige Köpfe umher liegen.

Inzwischen erschien der lezte Tag der Feierlichkeiten, an welchem der König eine Menge Geschenke unter das Volk austheilte. Wir ließen uns durch die Bitten unserer Leute bewegen, ihn abzuwarten.

Nahe an einem von den Thoren des andern Pallastes wurde eine große Bühne errichtet und mit Flaggen und Sonnenschirmen geziert. Auch mit einem Gehege von Dornen wurde sie umgeben, um den Pöbel abzuhalten. Auf dieser Bühne waren

ganze Stüke schlesischer Leinwand, gewürfelten Zeugs, Kattune und eine Menge anderer europäischer und indischer Waaren aufgehäuft, ferner viele baumwollene Zeuge und ungeheure Säke voll Kauries.

Als alles in Bereitschaft war, erschien der König im Gefolge seiner Minister und anderer Großen seines Reichs auf der Bühne. Jeder derselben erhielt die Erlaubniß, sich eines der schönsten Stüke Zeug und eine Schnur Glasperlen auszuwählen. Hierauf wurden die geringern Staatsbeamten aus der unten stehenden Menge herauf gerufen, und jeder bekam ein Stük Zeug nebst vielen Kauries, als ein Merkmal der Zufriedenheit seines Herrn. Mit eigenen Händen warf hierauf der König eine Menge Kauries unter das Volk, und hierauf fingen die Weiber an, ohne Unterschied alles, was auf der Bühne lag, hinab zu werfen.

Bis jezt ging alles gut. Das Volk schlug sich zwar um seine Beute, aber die Gegenwart des Königs hielt es in Schranken. Da aber an diesem Hof kein Schaugepränge ohne Grausamkeit abgehen kann, so folgte jezt abermals ein Auftritt, der unser Gefühl empörte. Es wurde nämlich ein Krokodill mit einem Maulkorbe, ein Paar Tauben, dem die Flügel verschnitten waren, und ein alter Mann, an Händen und Füßen gebunden, von der Bühne dem Volke zugeworfen. Nun entstand ein weit

größerer Tumult, als vorher; denn zum großen Vergnügen des Königs riß man sich um die Köpfe des Mannes und der Thiere, und alles fiel über sie her, um sie ihnen abzuschneiden. Ein ansehnliches Geschenk war der Preis für denjenigen, der sie brachte. — Der Leichnam des unglüklichen Mannes wurde beinahe ganz anfgezehrt; jeder wollte ein Stük davon haben. — Dieß war nun das lezte Menschenopfer, das bei diesen grausamen Feierlichkeiten das Leben lassen mußte.

Gleich den Tag darauf nahmen wir unsere Abschieds-Audienz bei dem König und traten die Rükreise an. Unser gepreßtes Herz wurde erst leichter, als wir den Bezirk seiner Residenz verlassen hatten.

Acht Tage nach unserer Abreise verbreitete sich allgemein die Nachricht, der König sey gleich einige Tage nach der lezten Feierlichkeit eines schnellen Todes gestorben. Bald bestätigte sich dieses Gerücht mit furchtbaren Umständen.

Sobald der König todt war, fing in dem Pallast unter den Weibern ein allgemeines Morden und Zerstören an. Eine fiel über die andere her, und suchte Rache für die Beleidigungen, die sie aus Furcht vor dem König zu seinen Lebzeiten ertragen hatte; immer wurde die Schwächere ein Opfer der Stärkeren, wenn sie sich nicht durch den Beistand ihrer Freundinnen gegen sie schüzte. In diesem Fall suchte denn auch die andere fremde Hülfe, und so packten

und mordeten sie sich schaarenweise. Alles Hausgeräthe wurde zertrümmert, alle goldene und silberne Zierrathen, Schmuk, und was den König und seinen Lieblingen gehörte, zerstört, und der Unfug so weit als möglich getrieben. Nicht viel besser ging es unter dem Volk zu, wo einer den andern zu plündern und zu mishandeln suchte. — Diese Unordnung dauerte so lange, bis dem verstorbenen König ein Nachfolger erwählt war.

Sobald der neue Regent — ein Sohn des verstorbenen Königs — war ausgerufen worden, begab er sich mit seinen Soldaten eiligst nach dem Thor des Pallastes, ließ es aufbrechen und machte dem Morden ein Ende. Ehe dieß alles geschehen konnte, war schon beinahe das ganze Geräthe im Innern zerschlagen, und 185 Weiber lagen todt auf dem Plaz. Die Portechaise war jedoch glüklicher Weise ganz geblieben, und der entschlafene Monarch wurde darin zu Grabe gebracht. Alle im Tumult ermordeten Weiber, und noch sechs andere lebendige wurden mit ihm begraben.

Wir sehnten uns bei unserer Ankunft zu Griwich nach unserm Schiffe, denn es war uns nie wohl in einem Lande, in welchem man ein so grausames Spiel mit dem Menschenleben treibt. Nach langem Harren erhielten wir endlich die fröhliche Nachricht, daß es auf der Rhede vor Anker liege

und uns erwarte. Ungesäumt brachten wir nun unser Gepäke in Ordnung, nahmen Abschied und schifften uns ein.

XXXVIII.

Julius sezt seine Reise fort. Erzählung von dem Königreich Loango und Kongo. Ein Engri oder Kongoischer Tieger wird erlegt.

Mit Freuden wurden wir von unserm braven Kapitain auf dem Schiffe empfangen. Seine Mannschaft war ergänzt; alles übrige war im besten Zustand. War uns nun auch das Wetter günstig, so konnten wir hoffen, bald glüklich in Angola, wohin wir steuerten, anzulangen.

Wir flogen durch den Meerbusen von Guinea, und ließen bald das Vorgebirge Formosa, die Insel Fernando del Po, das Prinzen Eiland, die Inseln St. Thomas und Annabon, nebst dem Vorgebirge Lopez, hinter uns zurüke, und befanden uns dem Königreich Loango gegenüber. Ein Passagier auf unserm Schiffe, der sich lange in diesem Lande aufgehalten hatte, wußte viel davon zu erzählen, was auch unsern Lesern mitgetheilt zu werden verdient. Hier sind seine eigenen Worte:

Loango, hub er an, liegt, wie Sie wissen, in Nieder-Guinea, und es ist von Kongo durch

den Zairestrom getrennt. Die Haupt- und Residenzstadt des Königs heißt ebenfalls Loango und liegt an der See. Alle Gebäude bestehen aus bloßen Hütten. Selbst das, was man den Pallast des Königs nennt, ist nichts anders, als eine Zusammenstellung von fünf oder sechs großen Hütten. Er ist mit einer Umzäunung von Palmenzweigen umgeben, und steht auf einem sehr großen Plaz, in welchem sich auch eine Menge Häuser für seine Weiber befinden, deren über funfzehnhundert seyn sollen. Alle tragen zur Unterscheidung von andern Frauen zierliche Armbänder von Elfenbein.

Zu meiner Zeit hatte ein junger Schwarzer die Verwegenheit, mit einer dieser Weiber ein Liebesverständniß anzuknüpfen; die beiden Unglüklichen wurden aber überrascht, und ohne Gnade von einem hohen Berg herab in einen Abgrund gestürzt. Verbrechen dieser Art finden in Loango nie Vergebung.

Jeder Bewohner von Loango darf so viel Frauen ehelichen, als er erhalten kann. Alle müssen für ihre Männer arbeiten, die Erde pflügen, sie besäen und die Erndte verrichten. Ihre Ehegemale faullenzen indessen ihnen zur Seite in dem Schatten dikbelaubter Bäume, oder spielen und machen sich lustig.

Im Ganzen ist dieses Völkchen ziemlich gastfrei; ich fürchtete mich aber vielmehr vor ihren Ein-

ladungen, als ich mich ihrer freute: denn nie sezten sie mir anderes als stinkendes und halb verfaultes Fleisch vor. Je abscheulicher es riecht, desto besser scheint es ihnen zu behagen. Viele Loanger rühren es nicht eher an, als bis die Würmer darauf herum kriechen. Desto besser ließ ich mir dagegen ihre Früchte und ihren Palmwein schmeken. Bisweilen kauete ich auch mit ihnen Kolla, eine Frucht, die sie beständig im Mund haben, so wie bei uns manche Personen fort und fort Tabak rauchen. Das Kolla hat anfangs einen bittern Geschmack, wird aber nach und nach ganz süße. Man behauptet, es sey sehr gesund, und eben deswegen ist es so allgemein beliebt.

Trinkt in Loango der König, so darf ihn bei Lebensstrafe niemand ansehen; so versicherte man mir es wenigstens, und führte dabei eine Anekdote an, die schwer zu glauben ist. Einst ergriff nämlich den König, während er trank, der älteste Sohn seiner Schwester, ein Kind von neun Jahren, das der Regent ungemein liebte, und der künftige Thronerbe war. Der König ergrimmte so sehr darüber, daß er ihn auf der Stelle umbrachte und sein Blut den Gözen opferte. Selbst gegen seine eigenen Kinder darf er nicht schonender verfahren, wenn er nicht selbst sterben will. Zur Warnung für alle Anwesenden wird mit einer kleinen Gloke geklingelt, so oft

der König den Becher an den Mund sezt. Jedermann schlägt alsdann die Augen zur Erde nieder. Nach geschehenem Trunk erklingt das Glökchen und alle schauen wieder auf.

An den Festtagen läßt der König sich öffentlich vor dem Volke sehen, und die Großen des Reichs tanzen ihm zu Ehren auf einem weiten Plaze vor dem Pallast.

Die Loanger sind schwarz aber gut gebildet. Es gibt jedoch unter ihnen auch weiße Neger, Dondos genannt. Sie werden gemeiniglich als Priester gebraucht und für Zauberer angesehen. Ihre Haare sind blond, ihr Gesicht blaß und fahl, oder todtenfarbig, ihre Augen grau. Bei Nacht sehen sie ungemein scharf; bei Tag aber ist ihr Gesicht ganz schwach. Ihre weiße Farbe ist im Grunde nichts anders, als eine Krankheit; denn die Dondos machen keine besondere Menschengattung aus.

Ueberhaupt genommen sind die Loanger sanften Humors und selten diebisch. Begegnen sich Bekannte einander, so patschen sie zum Zeichen des Grußes in die Hände. Ihre Kleidung, auf welche sie nicht wenig stolz sind, weben sie sich aus einer Art von Bast, auch aus einem gewissen Kraut. Die Männer tragen eine Art Weiberröke, und um die Lenden haben sie ein schmales Stük Tuch wie einen Gürtel geschlagen. Auch bedeken sie sich mit einer

Leoparden- oder andern Thierhaut, die eine Art von Schürze vorstellt; die Schultern sind bloß; auf dem Kopfe aber sizt eine Bastmüze mit Federn geschmükt, und über die Achsel hängt ein Büffelschwanz, den sie auch in die Hand nehmen, um die Fliegen damit zu verjagen. Um die Arme tragen sie breite Ringe von Kupfer oder Silber.

Die Weiber sind auch um die Lenden bedekt; der übrige Theil des Körpers ist aber viel mehr entblös't als bei den Männern. Sie schmieren sich fleißig mit Palmöhl und einem gewissen gepülverten rothen Holz ein. Um die Beine tragen sie angereihete Muscheln und um die Arme allerlei Ringe. Immer haben sie unter dem Arm eine kleine Matte, um sich darauf zu sezen, wenn sie müde sind.

Die Männer führen mancherlei Waffen, sind aber nichts weniger als kriegerisch. Die meisten sind geschikte Fischer. Morgens sezen sie sich mit Tagesanbruch in ihren Kahn, und gegen Mittag kommen sie reichlich mit Fischen versehen zurük. Das Land liefert nächstdem eine große Menge anderer Thiere: Büffel, Ochsen, Kühe, eine Art Hirsche, Schweine, Schafe, Böke; dann Tiger, Leoparden, Zibetkazen, Affen und andere dergleichen Thiere.

Einst fing man auch zu meiner Zeit einen sogenannten Waldmann, eine Mittelgattung zwischen Mensch und Orang-Outang, ein. Er war ganz

wie ein anderer Mensch gebaut; nur war sein Körper durchaus mit Haaren bewachsen. Er hatte eine platte Nase, breite Nasenlöcher und einen langen und diken Schwanz. Er konnte nicht sprechen. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war ein hohler Baum, in welchem er auch gefangen wurde. Solche Waldmänner sollen allenthalben, wo der Orang-Outang zu Haus ist, nicht selten seyn. Man sieht deren männliche und weibliche.

Von Loango aus machte ich auch eine Reise südwärts durch das Königreich Kakongo nach Pemba, der jezigen Residenzstadt des Königs von Kongo.

Die Bewohner dieser Stadt sind dermalen meistens Christen, die von den Portugiesen zur katholischen Religion bekehrt wurden. Sie nehmen daher auch nur eine Frau; dahingegen bei den heidnischen Eingebornen noch immer die Vielweiberei eingeführt ist.

Das Königreich Kongo ist ungemein fruchtbar an Reis, Hirse und Baumfrüchten. Nie aß ich köstlichere Orangen und Zitronen als zu Pemba. Aus Kongo wird auch jährlich eine große Menge Kassia und Tamarinden ausgeführt.

Die Hize würde hier und noch mehr in Loango unerträglich seyn, wenn sie nicht in der heißesten Jahreszeit durch Wind und Regen etwas ge-

mäßiget würde. Die Bewohner sind pechschwarz, wie zu Loango; selten sieht man unter ihnen einen braunen. Sie sind meistens freundlich und freigebig gegen die Europäer, die sich für ihre Gefälligkeiten nicht besser als mit einigen Flaschen Wein und Branntwein erkenntlich beweisen können; denn kein anderes Getränke ist ihnen willkommener.

Kongo ist reich an Eisen= und Kupferbergwerken, und es hat einen Ueberfluß an nüzlichen Thieren. Außer dem europäischen Vieh hat man da Büffel mit rothem Fell und schwarzen Hörnern, Zebras, das Empalaga, eine Art Elennthiere; den Envokri, eine Art Hirsch; den Makoko, der an Größe dem Pferd gleich kommt, und einen wohlriechenden Mist, der dem Bisam ähnlich ist, von sich gibt. Es fehlt aber auch nicht an reissenden Thieren, als Panther und Leoparden; der Engri, eine Art Tiger, ist den Schwarzen sehr gefährlich; man behauptet aber, er verschone die Europäer. Mit einem solchen Engri hatte ich selbst eine Renkontre, die ich Ihnen erzählen muß.

Dieses Thier kam jede Nacht in eine Art Schäferei, in der Nähe von Pemba, und raubte ein Schaf oder eine Ziege. Die Hirten klagten mir und einigen meiner portugiesischen Freunde, die wie ich leidenschaftliche Jäger waren, ihre Noth. Wir beschlossen, das Thier den folgenden Tag aufzusuchen,

und uns durch die Erlegung desselben für die Milch und frische Butter, womit uns öfters diese guten Leute auf unsern Spaziergängen freundlich bewirthe-theten, erkenntlich zu beweisen.

Sogleich suchten wir noch mehr Jäger anzuwerben, und so viel Hunde zusammen zu bringen, als nur aufzutreiben waren. Jeder bewafnete sich am folgenden Morgen von Kopf zu Fuß, und gemeinschaftlich begaben wir üns nach der Schäferei. Es waren unser gegen achtzehn, und eben so stark war die Zahl der Hunde. Auch diese Nacht hatte der Engri, wie gewöhnlich, einen der größten Hammel aus des Negers Heerde geholt.

Ich hatte eine Doppelflinte. Der eine Lauf war mit dem stärksten Jagdschrot geladen, im andern waren Rehposten; außerdem aber hatte ich einen Karabiner mitgenommen, der mit Kugeln geladen war, und den ein Neger trug. Das Feld, welches wir zu durchstreifen hatten, war ziemlich frei; nur hin und wieder standen einzelne Sträucher, die wir mit größter Genauigkeit und Vorsicht durchsuchten.

Eine Stunde lang irrten wir so mit unsern Hunden umher; endlich stießen wir auf den Hammel, den der Engri erst halb verzehrt hatte. Das Raubthier konnte jezt nicht mehr weit entfernt seyn; und in der That bemerkten wir, daß unsere Hunde,

die bis dahin unordentlich im Felde herumgeschwärmt hatten, sich nunmehr vereinigten, und dicht zusammen nach einem ungeheuern Strauch liefen, der etwa zweihundert Schritte von uns entfernt war. Sie umringten ihn und bellten und heulten aus allen Kräften.

Ich näherte mich dem Strauch, um etwas genauer zu untersuchen, was er enthielt. Eine kleine Anhöhe, die etwa funfzig Schritte davon entfernt war, schien mir zu meinen Absichten vorzüglich bequem; keiner meiner Jagdfreunde, einen einzigen ausgenommen, wagte es, mir zu folgen; alle hielten sich in einer respektabeln Entfernung. Ich schrie dessen ungeachtet aus allen Kräften, und hezte die Hunde, aber ganz ohne Wirkung; sie fürchteten sich vor dem Tiger und griffen ihn nicht an. Das Thier aber schien sich nicht minder vor ihnen zu fürchten; denn er getraute sich nicht, seinen Hinterhalt zu verlassen. Die stärksten Bullenbeisser fuhren zurük, so bald er eine Bewegung gegen sie machte; nur mein eigener kleiner Hund, den meine Stimme Muth gemacht zu haben schien, wagte sich etwas tiefer in das Gesträuche.

Der Engri heulte fürchterlich, und bei dem beständigen Zurükfahren der Hunde, die zum Theil aus allen Kräften entflohen, gewärtigte ich jeden Augenblik, daß er zum Vorschein kommen würde. Ich

feuerte fünf oder sechs Ladungen Bolzen auf gerathewohl in den Busch, und nun verließ endlich das Ungeheuer sein Lager. Seine Erscheinung war für meine Jagdkameraden das Signal einer allgemeinen Flucht. Nur mein schwarzer Diener allein blieb mir zur Seite. Der Engri ging etwa funfzig Schritte vor uns vorüber nach einem andern Strauch. Im Vorbeigehen begrüßten wir ihn mit drei scharfen Schüssen, die seinen Gang um ein merkliches beschleunigten.

Das Gesträuch, in das er sich jezt lagerte, war weder so dik noch so hoch, als das erstere. Das Blut, von dem man Spuren auf der Erde sah, und der Eifer, mit welchem jezt die Hunde auf ihn eindrangen, war Beweis genug, daß das Thier verwundet war. Auch einige meiner Jagdfreunde fingen wieder an sich zu nähern; die meisten aber waren völlig unsichtbar geworden.

Beinahe eine ganze Stunde lang wurde der Engri von den Hunden genekt, und mehr als vierzig Schüsse hatten wir ohne Erfolg in das Gebüsch gethan. Endlich verging mir die Geduld. Ich entschloß mich, um der Jagd ein Ende zu machen, die Bestie im Rüken anzugreifen. Von meinem schwarzen Diener begleitet, schlich ich mich also vorsichtig nach der den Hunden gegenüber liegenden Seite. Das Thier mußte sich von vorne gegen diese Feinde

vertheidigen; ich hatte also Hofnung, ihm von der entgegen gesezten Seite einen Schuß beizubringen. Er saß auf den Hinterfüßen und wehrte mit den Tazen die Hunde von sich ab, die immer ungestümmer auf ihn eindrangen. Ich nahm mir volle Zeit, ihn richtig mit meiner Büchse aufs Korn zu fassen, und sobald ich sie abgeschossen hatte, warf ich sie weg, und griff nach meiner Doppelflinte. Diese Vorsicht war aber unnöthig, denn kaum war der Schuß geschehen, so verschwand auch das Thier. Ich wußte, daß ich richtig gezielt hatte; gleichwohl wäre es Verwegenheit gewesen, mich sogleich in das Dikicht zu wagen. Die Bestie, die vorher unablâßig geheult hatte, war auf einmal verstummt, sie mußte also todt oder doch schwer verwundet seyn. Ich rief meinen Jagdfreunden, die weislich zurükgeblieben waren, zu, sie sollten mit mir in geschloßenen Reihen auf ihn losgehen, denn wenn er noch lebte, so müßte er natürlich unter unsern gemeinschaftlichen Schüssen, die wir alle zugleich auf ihn abfeuern wollten, erliegen; allein keiner wollte sich dazu verstehen. Mein Schwarzer erbot sich jezt, den Strauch allein zu untersuchen, wenn ich mit meiner Büchse zu seiner Bedekung hinter ihm hergehen wollte. Dieß geschah; kaum hatte er fünf oder sechs Schritte vorwärts gethan, so rief er mir zu, er sähe den Engri todt auf dem Boden liegen. Um uns noch

mehr von seinem Ableben zu überzeugen, schoß ich ihm ganz in der Nähe aus meiner Büchse noch eine zweite Kugel in den Kopf, ohne daß er sich weiter bewegte. Voll Freude eilte ich nun hinzu, und mein Schwarzer theilte herzlich mein Vergnügen. Sogleich pakten wir den Engri und schleppten ihn, von unsern Hunden begleitet, von denen ihn nun mehrere muthig in das Bein bissen und beim Schwanz schüttelten, in das Freie.

Auch unsere herzhaften Jäger kamen jezt heran und halfen dem Thier die Haut abziehen, die wir im Triumph mit uns nach Haus nahmen. Ich hing sie meinem schwarzen Begleiter um, und so traten wir unsern Rükweg an. Die Hunde folgten uns immer in einer gewissen Entfernung; denn die Tigerhaut hielt sie in Respekt. So oft der Neger sich mit der Haut gegen sie wandte, fuhren sie zurük, und liefen so ängstlich, als ob der lebendige Engri sie verfolgte: Ein Auftritt, der uns alle ungemein belustigte.

Wir nahmen unsern Weg nach der Wohnung des Hirten, und wurden mit unserm Tigerfell jubelnd empfangen. Alles, was das Haus an Milch, Käse, Butter vermochte, wurde uns vorgesezt. Man wollte ein Lamm schlachten und es sogleich für uns braten; allein wir gaben das nicht zu. Uns genügte an einigen Erfrischungen, die wir freundlich annahmen,

annahmen, und mir besonders an dem Bewußtseyn, gute Menschen von einem gefährlichen Feind befreit zu haben.

Bald nach dieser Jagdpartie ging ich wieder nach Loango zurük, wo ich mich noch mehrere Jahre aufhielt, ohne daß mir etwas wichtiges begegnete. Ich reisete von da in Handlungsgeschäften nach Europa zurük, und in eben solchen Angelegenheiten gehe ich jezt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

XXXIX.

Ankunft in Angola. Thiere in diesem Lande. Ein Skorpion wird genöthigt, sich selbst zu tödten. Gesang, Tanz, Puz, Lebensart der Angolaner. Julius und sein Freund werden freundlich unter ihnen aufgenommen.

Unter anhaltendem guten Wetter sezten wir unsere Reise nach Angola fort, und liefen endlich glüklich in den Hafen von Loanda de San Paulo, der vornehmsten Stadt des Landes, ein.

Loanda enthält achtzehn bis zwanzigtausend Seelen an Weißen, Schwarzen und Mulatten. Sie ist der Siz eines portugiesischen Bischoffs, der unter dem Erzbischoff von Lissabon steht. Die Domkirche ist ein ganz prächtiges Gebäude, und eines der schönsten in diesem Erdtheil. Der Hafen ist

ziemlich gut; er wird durch eine Sandinsel gebildet, und der sehr enge Eingang ist durch regelmäßige Festungswerke gedekt.

Wir nahmen unser Quartier in einer der schönsten Gegenden der Stadt, und machten von hier Ausflüge nach dem Innern, das einem Paradiese gleicht.

Angola ist ein sehr gesegnetes Land, alles wächst, alles gedeiht hier: Man bauet Mais und Maniok*) in Ueberfluß; das Gras schießt über acht Fuß hoch, und immer findet das Vieh in demselben die vortrefflichste Weide. Man sieht da ganze Zitronen- und Pomeranzenwaldungen und ansehnliche Pflanzungen von Ananas, Zuckerrohr und Kokospalmen, die zugleich an hundert Orten wild wachsen.

Diese Kokospalmen sind eines der wohlthätigsten Gewächse in diesem Erdstrich. Sie tragen zugleich reife und unreife Früchte. Unreif enthalten sie eine köstliche und erquikende Milch; reif einen wohlschmekenden und nahrhaften Kern. Eine Art Werg umgibt lezteren, das zu Seilen gebraucht wird. Aus den äußern Schalen werden Trinkgefäße verfertiget, und mit den Blättern dekt man

*) Der Maniok ist ein Strauch, aus dessen Wurzel ein gutes Brod zubereitet wird.

die Häuser. Palmwein wird aus der Rinde gezapft; die Blätterkeime geben einen vortrefflichen Kohl, und das Holz des Stammes ist troken so hart, daß es dem Stahl widersteht. Kein anderer Baum in der Welt vereinigt vielleicht so viele Vorzüge in sich.

Alle unsere europäischen Gemüse kommen in Angola nicht nur fort, sondern sie erreichen sogar eine ungewöhnliche Größe; aber sie tragen keinen Samen und gehen daher bald wieder aus. Das Getraide gibt die Aussaat funfzigfältig wieder.

Man sieht in Angola weder Kühe noch Pferde, noch Esel, wenn nicht dann und wann die Schiffe deren mitbringen. Dagegen aber hat man viele Ziegen, Schweine, Antelopen, eine große Menge blauer langgeschwänzter und schwarzer Affen; dann Tigerkazen (vermuthlich der Engri in Kongo) Unzen, Hyänen. In Angola ist auch eine sehr große Art Orang-Outang einheimisch, der selten anders, als mit einem starken Knittel bewaffnet, erscheint, und die Neger damit oft weidlich abprügelt. Die Elephanten sind ziemlich selten; aber Kazen und Hunde gibt es genug; auch unsere meisten Vogelarten sind da zu Hause. Außer ihnen hat man aber noch eine große Menge anderer, besonders Papagaien, unter welchen der graue ein gewaltiger Raubvogel ist, von dem selbst der Sperber zerfleischt

wird. Unter den Fischen macht sich den Menschen der Hai äußerst furchtbar; unter den Insekten aber der Skorpion.

Der Skorpion ist ein Insekt, das auch in Europa, vorzüglich in Italien, im südlichen Frankreich, Spanien, Portugal, häufig angetroffen wird. Er gleicht einem Krebs. Seine gewöhnliche Länge beträgt zwei Zoll; es gibt aber auch eine ganz kleine Art, nicht größer als Bettwanzen. An seinem gekrümmten Schwänzchen sizt ein halbmondförmiger Stachel, mit dem er sticht, wenn er gereizt wird, und in die Wunde ein schädliches Gift fließen läßt, das oft tödtlich wird. Es gibt Skorpionen von brauner, rother, schwarzer und gelber Farbe; leztere sind die gefährlichsten. Am liebsten wohnen sie an feuchten Orten, wo sie von Insekten leben und ihre Jungen heken. Sie bringen derselben gegen dreißig, die ganz weiß sind, und von der Mutter auf dem Rüken umher getragen werden. Nicht eher sticht der Skorpion, als bis er gedrukt oder sonst beleidigt wird; außerdem kann man ihn unbesorgt auf der Hand umher laufen lassen.

Einst trafen wir einen Trupp Kinder auf unsern Ausflügen an, die sich ein eigenes Vergnügen mit einem Skorpion machten: Sie nöthigten ihn nemlich, sich selbst zu tödten. Zu dem Ende sezten sie ihn auf einen flachen Stein, und umlegten ihn

rings umher mit glühenden Kohlen, die sie immer näher rükten. Der Skorpion wendete sich nach allen Seiten, und suchte aus dem Kreis zu entkommen, aber vergebens. Je enger der Zirkel wurde, in den er eingeschlossen war, desto ängstlicher that er, und als er sich am Ende nicht weiter zu retten wußte, gab er sich mit seinem Stachel einen Stich und starb.

Eine Scene angenehmerer Art wartete unser auf einem andern Ausflng in das Innere des Landes.

Unter einem ungeheuern Mapubaum, den kaum sieben Mann umklaftern konnten, hörten wir Musik von Trommeln und Trompeten, womit einige sehr angenehme Stimmen in Sopran, Alt und Baß harmonisch abwechselten. Wir traten näher hinzu, und sahen unter dem weiten Wipfel des Riesenbaums eine Gesellschaft Männer und Weiber, von welchen ein Theil tanzte, der andere sang und Musik machte. Wir wurden von einigen Alten, die uns entgegen kamen, freundlich bewillkommt, und eingeladen, an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen. Diese Einladung wurde ohne Bedenken angenommen. Wir traten unter die Laube, und sogleich wurden uns frische und getroknete Fische, Geflügel, geröstete Bananen und Maniokbrod, nebst einem kleinen Gefäß voll Branntwein und einer großen Humpe Palmwein, vorgesezt. Mit Hundebraten, der

ebenfalls aufgetischt war, verschonten sie uns, weil sie schon wußten, daß die Europåer keine Freunde von solchen Lekerbissen sind. Ohne Umstånde nahmen wir Plaz unter ihnen, dankten ihnen durch den Dollmetscher, den wir immer zu unserer Begleitung mitnahmen, und beantworteten durch denselben ihre Fragen.

Unsere neuen Freunde hatten alle eine glånzend schwarze Haut. Sie waren beinahe ganz nakt, nur um die Håfte bis zu den Knieen trugen sie einen Rok von Batist, Seidenzeug, Sammet, den sie von den Europåern gekauft hatten. Die Damen hatten dabei auch ihre Brust bedekt, und eine silberne Kette acht bis zehnmal um die Håften geschlungen; zugleich waren sie mit einer außerordentlichen Menge Glasperlen geschmåkt. Stirn und Arme hatten sie sich von ihren Priestern roth bemahlen lassen. Sie schienen uns eben so eitel, als sanft und freimåthig. Arme und Beine waren mit kupfernen, bei den Månnern mit eisernen Ringen geschmåkt, auf die sie sich nicht wenig zu gut thaten.

Unsere Gegenwart störte sie nicht in ihrer Fröhlichkeit; sie fuhren ganz unbefangen fort in ihrem Gesang, und forderten auch uns auf, ein Lied vor ihnen hören zu lassen. Das thaten wir. Ich sang mit Emmerich ein Duet, das ihnen allen so wohl gefiel, daß wir es mehrmals wiederholen

mußten. Ihre Trommler und Trompeter, nebst verschiedenen Musikern, die ganz eigene Instrumente, aus Mopuästen gezimmert, spielten, begleiteten uns dabei ziemlich richtig nach den bloßen Gehör. Die Männer, die nicht tanzten, standen aufmerksam um uns her, hörten uns zu und schmauchten dabei ihre Pfeife.

Es wollte allmählig Abend werden. Die trauliche Gesellschaft lud uns ein, die Nacht in ihrem Dorfe zuzubringen, das in der Mitte eines großen Palmhains lag. Wir folgten ihrer Aufforderung, und sie nahmen uns vergnügt mit sich nach Hause. Eine reinliche Hütte, mit Palmblättern gedekt, wurde uns zu unserm Nachtlager angewiesen, und wir ruheten in derselben recht sanft auf einem Bette von dürrem Laube.

Je mehr die Natur für die Angolaer gethan hat, desto weniger thun sie selbst. Sie überlassen beinahe ganz allein der Erde die Sorge, sie zu nähren. Die Bereitung der Maniokwurzel, die zum Theil wild wächst, zu Brod, ist, nebst der Viehzucht und Jagd, ihr ganzes Geschäfte. Hier und dort sieht man aber doch auch schöne Pflanzungen von Mais, Zukerrohr, Ananas und andern Früchten, die sie an die Europäer verhandeln. Einen weit bedeutenderen Handel aber treiben sie mit Elephantenzähnen und Sklaven, wogegen sie Brannt-

wein und allerlei Baumwollen- und Seidenwaaren, Eisen und Flinten von den Europäern eintauschen. Wie sie zu den Sklaven kommen, konnten wir nicht genau erfahren: In ihren Kriegen wenigstens machen sie nur wenige; denn die Angolaer sind eine feige Nation. Keiner will, wenn es zum Treffen kommt, voraus. Ihre Anführer bewaffnen sich, wenn sie zu Feld ziehen, mit drei Flinten, sechs Paar Pistolen und zwei Säbeln; sie schreien und schneiden grimmige Gesichter; allein es fehlt ihnen an der besten Rüstung eines Kriegers: an Muth. Wahrscheinlich erhalten sie ihre meisten Gefangenen durch nächtliche Ueberfälle, denn das Land besteht aus einer Menge kleiner Königreiche, die meistens nur eine einzige Stadt enthalten, und mit ihren Nachbarn in ewigen Mißhelligkeiten leben. Kommt es nun zu Feindseligkeiten, so werden die Kriege, ungefähr wie auf den Bissaos Eilanden, geführt, deren ich bereits gedacht habe.

XL.

Gözen in Angola. Priester. Feuerprobe. Begräbniß-Feierlichkeiten.

Liebreich wurden wir bei unserm Erwachen von unsern schwarzen Freunden begrüßt. Sie sezten uns Ananas, Pomeranzen, Datteln und andere köst-

liche Früchte mit Maniokbrod zu unserm Frühstük vor, das wir uns trefflich schmeken ließen.

Unsere Wirthe lagerten sich traulich uns zur Seite an denselben Tisch und frühstükten mit uns, welches uns gewiß sehr angenehm war. Dabei beobachteten sie aber eine Zeremonie, die uns ein wenig befremdete. Alle nach einander standen nämlich auf, und spukten den ersten Mund voll Essen ihren kleinen Hausgötzen ins Gesicht. Vermuthlich sollte das eine Art von Opfer seyn. So bald sie ihnen diese seltsame Huldigung gebracht hatten, sezten sie sich wieder ganz unbefangen neben uns zu Tisch, und achteten nicht auf unsere verwunderungsvollen Mienen. — In Angola, sprach ich zu Emmerich, sind die Götter von uns Sterblichen wenig zu beneiden. Hier würden wir uns, glaube ich, wohl alle für die Vergötterung, und besonders für die göttliche Verehrung, höflich bedanken. Hundertmal lieber wollte ich hier Opfer bringen, als sie empfangen. — Bald erfuhren wir aber, daß nur den kleinen Hausgötzen der Angolaer so viel Ehre widerfährt. Ihre größern Götzenbilder, die aber auch nicht über einen bis zwei Schuh hoch sind, werden in einer Art von Tempel von Priestern bedient, die öfters Palmwein als Trankopfer vor ihnen ausgießen. Auf unser Verlangen wurden sie uns gezeigt. Wir fanden sie ziemlich gut geschnizt; sie trugen eine Lanze oder eine

andere Waffe in der Hand, und waren schwarz angemahlt, wie das Volk, welches sie beschützten.

Während wir diese Gözen betrachteten und den Priestern unsere Verehrung bezeugten, die sie gravitätisch, aber ganz gnädig annahmen, entstand unversehens ein großes Menschengedränge um uns her. Eine Anzahl Männer und Weiber, die sehr leidenschaftlich mit einander zu streiten schienen, führten ein junges hübsches Weibchen vor sich her und übergaben es den Gangas oder Priestern. Wir erkundigten uns durch unsern Dolmetscher, was das zu bedeuten habe, und erfuhren, daß man sie der Untreue gegen ihren Gatten beschuldigte, und daß er die Feuerprobe mit ihr wollte vornehmen lassen.

Begierig, wie diese seltsame Prüfung ausfallen würde, stellten wir uns in den Kreis, der rings um die Angeklagte geschloßen wurde, und erwarteten den Ausgang. Sogleich wurde Feuer angeschürt und das heilige Eisen in demselben glühend gemacht. Die Gangas warfen sich indessen nieder vor den Gözenbildern, und verrichteten ihr Gebet. Sie baten die Götter, das Laster offenbar zu machen oder wundervoll die Unschuld an den Tag zu bringen.

Als unter hunderterlei Grimassen das Gebet vollendet war, standen sie wieder auf und ließen das angeklagte Weib vor sich hintreten. Einer von ihnen nahm das glühende Eisen aus dem Feuer, schwang

es dreimal durch die Luft, und erklärte mit lauter Stimme, daß die Unschuld der Beklagten ihr als Panzer gegen die Berührung des Eisens dienen und ihr Arm unbeschädigt bleiben würde, wenn sie wirklich nicht das Verbrechen begangen hätte, dessen man sie bezüchtigte; im Gegenfall aber würde ihr Arm elendiglich verbrannt werden.

Das arme Weib zitterte sichtbar, als der Priester sich mit dem Eisen ihrem entblößten Arm näherte, und that einen lauten Schrei, als er sie damit berührte. Das Brandmal aber wurde niemand vorgezeigt, sondern sogleich mit einer Binde umwunden; über den ganzen Arm aber zogen die Priester eine Art Handschuh, der oben zusammengebunden und an den Bändern mit einem Zeichen, gleich einem Siegel, versehen wurde. — Die ganze Versammlung wurde hierauf entlassen. Erst an dem folgenden Tag, um dieselbe Stunde, sollte der Arm untersucht und der Ausspruch über ihre Schuld oder Unschuld bekannt gemacht werden. — Zufrieden mit diesem Bescheid ging der ganze Haufe ruhig auseinander, und fand sich den Tag darauf wieder ein.

Auch wir erschienen mit demselben. Unter neuen Gebeten und Feierlichkeiten wurde der Handschuh, der für unverlezt erkannt wurde, nebst der Binde abgenommen und der Arm dem Volke vorgezeigt. — Zu unserem nicht geringen Erstaunen war

derselbe unbeschädigt, und kaum wurde man eine kleine Entzündung gewahr. Laut wurde nun das Weib von den Priestern für unschuldig erklärt, und ihr zu voreiliger Ankläger stand ganz verblifft mit niedergeschlagenen Augen vor ihr. Ihre Freundinnen führten sie nun im Triumph nach Haus, und zum Lob der Götter und ihrer Priester erschallte ein allgemeines Freudengeschrei.

Wir besprachen uns über diesen Vorfall mit unsern Freunden. Einige von ihnen waren wirklich überzeugt, daß ein Wunder geschehen sei; andere gaben uns, obgleich etwas schüchtern, zu verstehen, daß die Priester die Kunst besizen, durch gewisse Mittel die Haut feuerfest zu machen, und daß sie wahrscheinlich mit dem jungen Weib einverstanden waren. Auch der Umschlag, der um das frische Brandmahl gemacht wurde, enthielt, wie uns schien, eine Brandsalbe, auf den Fall, daß das erste Mittel nicht seine volle Wirkung thun würde.

Aber nicht nur gegen untreue Weiber, sondern auch gegen Sklaven, die sich eines Diebstahls oder Betrugs verdächtig gemacht haben, wird die Feuerprobe angewendet. Gemeiniglich aber fällt sie bei diesen ganz anders aus. Sie werden beinahe alle elendiglich verbrannt, und büsen, oft unschuldig, ihr Verbrechen auf eine grausame Art. Allenthalben, wohin sich die Herrschaft der Portugiesen

erstreckt, ist jedoch unter den Angolaern die Feuerprobe zum Wohl dieses Volkes aufgehoben worden.

Noch einige Tage verweilten wir unter unsern schwarzen Freunden, dann traten wir unsre Rükreise an. Wir dankten ihnen herzlich für ihre gutmüthige Bewirthung und erhielten dagegen noch manche Beweise ihrer Freundschaft.

XLI.

Schreklicher Sturm. Das Schiff strandet an der afrikanischen Küste.

Während unesrs Aufenthalts in Angola begegnete uns nichts Merkwürdiges mehr. Wir verließen beinahe nie die Stadt Loanda, weil unser Schiff ganz segelfertig lag, und nur noch einen günstigen Wind zum Auslaufen abwartete. Gern hätten wir eine Reise nach Benguela gemacht, wo die Portugiesen ebenfalls die Hauptstadt St. Philipp von Benguela, nebst einigen andern ansehnlichen Besizungen haben; die Zeit gestattete es aber nicht.

Der lang erwartete Wind erhob sich endlich, und das Signal zur Abreise wurde mit einer Anzahl Kanonenschüße gegeben. Wir gingen also wohlgemuth zu Schiffe. In Angola und längs der Küste dieses gesegneten Landes sind dieStürme selten,

wir hatten daher Hofnung zu einer ruhigen und glüklichen Schiffahrt; bald aber wird man sehen wie sehr wir uns täuschten.

Der Anfang unserer Reise konnte indessen nicht erwünschter seyn; der Himmel war heiter, die See glatt, der Wind blies frisch in unsere Segel. Lustig sangen die Matrosen ihre Nationallieder, und einige, die musikalisch waren, spielten ihre Instrumente dazu. Vögel begleiteten uns bis zu einer gewissen Entfernung vom Lande, und zahlreiche Schaaren Fische spielten um unser Schiff.

Bald jedoch trat eine Windstille, von einer drükenden Hize begleitet, ein. Das Wasser war warm, und wurde uns nur in abgemessenen Portionen zugetheilt; wir schmachteten daher und hatten kein Mittel, uns den Tag über abzukühlen. Beständig träufelte der Schweiß in großen Tropfen über unser Gesicht und den ganzen Körper. Die Sonnenhize gestattete uns nicht lange auf dem Verdek zu verweilen; die Zwischendeke aber glichen einem geheizten Ofen, in welchem die eingeschlossene glühende Luft kaum zu athmen gestattete. Nur in der Nacht konnten wir uns wieder etwas erholen; dann aber hatten wir uns eben so sehr bei der schnell eintrettenden Kühle vor Erkältung zu hüten.

An einem der heißesten Tage zog sich einige Wochen nach unserer Abreise von Angola, früh schon

am Rande des Horizonts schwarzes Gewölke zusammen, das immer finsterer und diker wurde. Alles verkündigte einen nahen Sturm. Blize erhellten in kurzen Zwischenräumen die schwarze Deke und der ferne Donner fing an zu rollen.

Noch war alles stille um uns her; aber es war eine graushafte Todesstille. Kein Lüftchen regte sich, das Meer war glatt, unser Schiff lag unbeweglich; der Donner aber, der allein das furchtbare Schweigen unterbrach, wurde immer lauter. In weiter Ferne fing es jezt allmählig an zu rauschen, und es rauschte und rauschte immer näher; immer dunkler wurde der Himmel, die Luft gerieth in Bewegung, der Wind blies, das Meer kräuselte sich, unser Schiff fing an zu wogen, und ehe zwei Minuten vergingen, umtobte uns der fürchterlichste Sturm, den wir je erlebt hatten.

Die meisten Segel waren bereits abgenommen worden; dessen ungeachtet flog unser Schiff gleich einem Vogel über die brausenden Meereswogen. Entsezliche Donnerschläge betäubten uns, die ganze Atmosphäre war in Feuer, und Blize schlugen rechts und liks um uns nieder. Alle Augenblike besorgten wir, von den Wetterstrahlen getroffen und vernichtet zn werden, und wirklich wurde mit ungeheuerm Geprassel, wobei uns alle kalter Todesschweiß überlief, der große Mastbaum vom Bliz zerschmettert.

Zum Glük zündete der Strahl nicht; die Trümmer des gewaltigen Baums hingen aber über das Schiff herab, neigten es nach der linken Seite und sezten uns der Gefahr aus, völlig umgeschlagen zu werden. Ungeachtet des gräßlichen Windgeheuls und des niederströmenden Regens mußten die Matrosen sich bequemen, den Mast vollends zu kappen, das heißt, ihn abzuhauen; zwei von ihnen wurden aber während dieser Arbeit vom Sturm ergriffen, und von der Strikleiter auf das Verdek herab geschleudert. Einer von ihnen brach den Arm. Ehe man dem andern zu Hülfe eilen konnte, schlug eine gewaltige Welle über das Verdek und spülte ihn mit sich fort. Umsonst sahen wir den Armen die Hände nach uns ausstreken, umsonst warfen wir ihm leere Fässer und Hühnerhäuser zu; sie wurden von den Woogen schnell davon getrieben, und der Unglükliche konnte sie nicht erreichen. Bald verloren wir ihn ganz aus den Augen. Er rang vergeblich mit dem Meer; er wurde von ihm verschlungen.

Der Mast wurde inzwischen glüklich gekappt und vollends über Bord geworfen. Mehrmals waren aber die Arbeiter in Gefahr, gleich ihrem unglüklichen Freund von Wind und Wogen in das Weite geschleudert zu werden.

Unser Schiff war jezt merklich erleichtert; aber die Gefahr, in der wir schwebten, war nur wenig vermin-

vermindert. Das Schiff krachte einmal über das das andere; es wurde in allen seinen Theilen erschüttert und loker gemacht. Einen halben Tag und eine ganze furchtbare Nacht schwebten wir so zwischen Leben und Tod. Alle Augenblike hatten wir zu gewärtigen, daß das Schiff auseinander gehen oder an einer Klippe zerschmettert werden würde. Wir wußten nicht, wo wir waren, es ließen sich keine Beobachtungen anstellen, und wären sie möglich gewesen, wer vermochte das Schiff zu lenken? Endlich erlebten wir auch das schrekliche Schiksal, daß unser Steuerruder zerbrochen und losgerissen wurde; und von nun an waren wir ganz ein Spiel des Windes und der Wellen. Unser Schiff nahm auf den Wogen eine tanzende Bewegung an. Das Vordertheil wurde wechselsweise allen Himmelsgegenden zugewendet, niemand vermochte ihm weiter eine bestimmte Richtung zu geben.

Bei ruhigem Wetter macht man wohl in solchen Fällen ein Nothsteuer aus vorräthigen Mastenspitzen oder Rahen (Segelstangen); so lange der Sturm fortdauerte war das aber unmöglich. Noch überdieß war es finstere Nacht, und der sehnlich erwartete Tag wollte nicht grauen. Ehe es anfing zu dämmern, bekam unser Schiff einen so gewaltigen Stoß, daß alles, was auf den Beinen war, niederstürzte. Wir saßen, wie wir bald gewahr wurden,

auf einer Sandbank fest. — Mit beklemmten Herzen und angstvoller Ungeduld erwarteten wir nun den Tag, der nicht mehr ferne seyn konnte. Wir besorgten alle, ihn nicht zu erleben, denn das Schiff wurde von dem tobenden Meere so gestampft, daß wir jeden Augenblik besorgen mußten, es möchte ganz aus einander gehen. Endlich wurde es licht. Wir glaubten in nicht gar großer Ferne Land zu sehen, und als es vollends Tag geworden war, sahen wir wirklich nicht weit von uns ein flaches sandiges Ufer.

Plözlich wurde jezt wieder unser Herz mit Hofnung und Freude erfüllt; zumal da der Sturm nun etwas nachzulassen schien. Wir hatten Boote, Holz zu Flößen, Lebensmittel, und viele, zwar von langer Arbeit geschwächte, aber immer noch rüstige Arme. Es war daher gegründete Hofnung vorhanden, daß nicht nur unser Leben, sondern auch unser Eigenthum und das Schiff selbst gerettet werden würde. Wir mußten aber, ehe wir etwas unternehmen konnten, erst abwarten, bis das Meer wieder ruhiger geworden seyn würde, und dieser sehnlich gewünschte Zeitpunkt erschien früher, als wir glaubten. Gleich nach Sonnenaufgang legte sich der Sturm, und allmählig ließ auch das wilde Brausen des Meeres nach.

Unser Kapitain brachte jezt seine Instrumente in Ordnung, und stellte vor allen Dingen seine

Beobachtungen an, aus welchen sich ergab, daß wir unter dem 23sten Grad südlicher Breite an der Küste von Afrika auf dem Strande saßen.

Keine europäische Nation hat in diesen wüsten Gegenden eine Niederlassung. Wir befanden uns daher in einer sehr bedenklichen Lage. Nur auf unsere eigenen Kräfte durften wir rechnen, und wenn es uns wirklich gelang, unser Schiff wieder flott zu machen, und ein neues brauchbares Steuer zu zimmern, so hatten wir doch noch gegen zweihundert deutsche Meilen auf einem stürmischen Meer bis zu dem Vorgebirge der guten Hofnung zurük zu legen. — Diese Aussichten mäßigten so ziemlich die erste Freude über unsere unverhoffte Rettung.

XLII.

Es wird von Julius und seinen Begleitern das Land untersucht. Sie schießen eine Hiäne. Das Schiff wird vollends ausgeräumt. Neues Unglük, das sie betrifft.

Sobald das Meer wieder ruhig geworden war, wurden die beiden Boote ausgesezt, und mit allem beladen, was wir vor der Hand für das Nothwendigste hielten, vorzüglich Proviant, Wasser, Wein, Branntwein, auch Segeltuch zu einigen Zelten.

Ehe wir aber in dieser Arbeit fortfahren konnten, mußte vor allen Dingen das Land untersucht

und ausgemittelt werden, ob diese Küste bewohnt sey, und wäre sie es wirklich, was wir uns von den Eingebornen zu versprechen hätten. Ich erbot mich, nebst Emmerich zu dieser Untersuchung, und von dem Kapitain wurden uns noch sechs herzhafte Matrosen, alle wohl mit Feuergewehr bewaffnet, zur Unterstüzung mitgegeben. Mein eigener und zwei andere starke Hunde begleiteten uns.

Wir sahen links vor uns nichts als eine große Sandebene, sparsam mit einigen Kräutern bewachsen; rechts aber zeigten sich in der Ferne einige Bäume und Gesträuche, die uns auf die Nähe eines Flusses schließen ließen.

Wasser war für die Mannschaft in diesem brennenden Erdstrich zwischen den Wendekreisen ein unentbehrliches Bedürfniß. Wir gingen also gerade darauf zu. War die Gegend wirklich bewohnt, so hatten wir auch hier am ersten Hofnung, Menschen anzutreffen, denn immer werden die Wohnpläze derselben, zumal in Afrika, an wasserreichen Orten aufgeschlagen.

Unsere Hunde liefen geschäftig, stets mit der Nase gegen die Erde, vor uns her, und eilten dem Gebüsche zu. Kaum hatten sie es erreicht, so blieben sie stehen, sahen mit unverwandten Bliken in das Gesträuch und wedelten mit dem Schwanz: ein sicheres Zeichen, daß sie Federwild oder andere kleine

wilde Thiere entdekt hatten. Wir machten uns schußfertig und näherten uns dem Gesträuch. Auf ein Zeichen, das wir ihnen gaben, schlugen sie an und urplözlich sahen wir eine ganze Wolke Repphühner, Wachteln und andere Vögel aufsteigen. Wir feuerten unter sie, und mehr als zwanzig stürzten theils todt, theils verwundet nieder. Zugleich erhob sich aber auch ein gewaltiges Rauschen in dem Dikicht, und eine Heerde von mehr als zwanzig Elephanten brach aus demselben hervor, und flüchtete sich landeinwärts. Sie waren durch den ungewohnten Flintenknall von ihrem Lager aufgeschrekt worden, und suchten auf das schnellste zu entkommen.

Wir näherten uns jezt dem Gesträuche und entdekten wirklich zu unserm nicht geringen Vergnügen einen klaren Fluß, an welchem wir uns nach Herzenslust mit so lange entbehrtem frischem Wasser labten.

Es wurde beschlossen, an dem rechten Ufer desselben, so weit es diesen Tag möglich war, hinauf zu gehen, und den Landesbewohnern nachzuforschen. Bald entdekten wir wirklich Spuren von Menschen. An sandigen Stellen fanden wir eine Menge halb vom Winde verwehete Tritte, aus welchen zu schließen war, daß das Land zwar bewohnt sey, daß aber schon lange keine Menschen mehr in diese Gegend gekommen seyn müßten.

Wir gingen weiter, bis uns die unerträgliche Mittagshize nöthigte, an einem schattigen Orte auszuruhen. Keiner von uns hatte in der lezten stürmischen Nacht auch nur einen Augenblik geschlafen; sehr verzeihlich, obgleich nicht sehr klug, war es daher, daß wir uns nach und nach alle einem Schlummer überließen, der uns leicht hätte verderblich werden können. Ungefähr eine Stunde mochten wir geschlafen haben, als wir durch ein heftiges Bellen unserer Hunde erwekt wurden. Wir fuhren auf, und sahen sie alle drei hizig einen Schakal nacheilen, der sich über die Sandfläche flüchtete. Keiner von uns hatte Lust, ihnen anders als mit den Augen zu folgen. Während wir aber alle neugierig ihnen nachsahen, schlich sich längs dem Gesträuche am Ufer unvermerkt eine Hiäne heran. Ganz zufällig bemerkte sie zu unserm Glük einer von den Matrosen, der sich umwendete, und machte uns durch einen Alamschrei aufmerksam auf die Gefahr. Zu gleicher Zeit schlug er auf das Thier an, und strekte es durch einen glüklichen Schuß zu Boden.

Die Hiänen erscheinen beinahe immer in Begleitung der Schakals, die absichtlich durch ihr Geschrei die Hunde zu entfernen suchen, damit das stärkere Thier sich indessen um desto sicherer über seinen Raub, er sey Mensch oder Thier, herstürzen und ihn erwürgen und fortschleppen kann. Was die Hiäne

nicht zu verzehren vermag, das überläßt sie dem Schakal, der auf solche Art für seine Dienste wohl belohnt wird. Man versichert, lezterer begleite deßwegen auf gleiche Weise den Löwen und andere Raubthiere.

Das Vaterland der Hiäne ist das südliche Afrika und Asien. Sie ist ein grimmiges und gefährliches Thier, vorzüglich für Menschen und Schafe. Zwar werden auch Ochsen und Pferde von ihr angegriffen, aber nur dann, wenn sie keine kleineren Thiere haben kann. Ein einziger Hund richtet nie etwas gegen sie aus; doch treibt er sie bis zu einer gewissen Entfernung in die Flucht. Er entflieht aber, sobald sie stehen bleibt und sich gegen ihn wendet. Sind aber der starken Hunde mehrere, so greifen sie sie meistens mit gutem Erfolg an, und machen ihr so lange zu schaffen, bis der Jäger ihnen zu Hülfe kommen und die Bestie erlegen kann. Fehlt es der Hiäne an Fraß, so wühlt sie, wie der Schakal, todte Leichname aus den Gräbern und verzehrt sie. Gelingt es ihr, sich in der Nähe einer Heerde zu versteken, so holt sie alle Nacht ein Schaf ab, und läßt nicht nach, so lange noch eines am Leben ist. Das Herbeieilen einzelner unbewafneter Hirten achtet sie nicht; sie nimmt es mit Tigern und Leoparden auf, warum sollte sie sich vor einem Menschen fürchten? Gemeiniglich sind aber die Hirten, wenn

sie auf solche Raubthiere losgehen, nicht blos mit Prügeln, sondern mit Feuergewehr, oder, wo man dieses nicht kennt, mit Pfeilen und Spiesen bewaffnet, und diese Waffen, verbunden mit einer langen Uebung in dem Kampf mit Raubthieren, geben ihnen immer eine große Ueberlegenheit.

Wir hielten es nicht für nöthig, unsern Streifzug für heute noch weiter fortzusezen. Wir wußten gewiß, daß auf eine halbe Tagreise weit von dem Ufer sich keine Menschen aufhielten, und das Land nur mit Wild und allerlei Raubthieren bevölkert war. Wohlgemuth traten wir daher, als unsere Hunde zurückgekommen waren, unsern Rükweg an, und schossen auf demselben noch zwei Antelopen und viele Feldhühner. Erstere verstekten wir in dem Schilf, und nahmen uns vor, sie morgen abzuholen; leztere aber vertheilten wir unter uns, und erschienen gegen Abend wohl bepakt an dem Ufer, wo sie für den Kapitain und die übrigen Schiffsoffiziere eine treffliche Abendmahlzeit gaben, an welcher billig auch alle Jäger Antheil nahmen. Den folgenden Tag wurden auch die beiden Antelopen abgeholt und für die Mannschaft gebraten.

Unsere Unglüksgefährten waren indessen mit der Ausräumung des Schiffes fortgefahren, und schon sahen wir eine Menge Fässer und Kisten am Ufer liegen. Das Schiff mußte so schnell als möglich er-

leichtert werden, sonst war an das Wiederflottmachen nicht zu gedenken. Vorzüglich mußten demnach die schwersten Gegenstände, Kanonen, Kugeln, Blei, Anker, herausgeschafft werden, und in dieser Absicht sollte gleich morgen aus den vorräthigen Mastspizen und Rahen ein Floß gezimmert werden.

Dieß geschah. Während aber die Zimmerleute daran arbeiteten, gingen die Boote beständig hin und wieder, und brachten alles an das Land, was uns gut und nüzlich schien. In wenigen Tagen wurde auf solche Art beinahe das ganze Schiff ausgeleert. Auch der Floß war jezt fertig, und nun ging es über die Kanonen und Pulverfässer. Bald hatten wir rings um uns her einen Park grobes Geschüz, mit welchem wir einer ganzen Armee Wilder trozen konnten.

Unser Schlachtvieh blieb nicht vergessen. Gleich anfangs wurden vier junge Stiere und einige Schafe und Ziegen, die sich auf dem Schiffe befanden, an das Ufer gebracht, und eine Weide für sie ausgemittelt. Kaum aber waren sie am Land, so ließen sich auch Raubthiere spüren, die ihnen nachstellten, und durch ihr Geheul unsern Schlaf unterbrachen. Um sie zu entfernen, schürten wir rings um uns her große Feuer an, und immer mußten einige Leute von der Mannschaft dabei wachen. Diese Vorsicht war

ohnehin wegen eines zu besorgenden Ueberfalls von den Landesbewohnern nöthig.

Das Schiff war nunmehr hinlänglich erleichtert. Alle Anstalten wurden jezt getroffen, es durch Winden und Rudern wieder flott zu machen und an einen sichern Ort in einer Bucht, welche unsere Boote entdekt hatten, vor Anker zu bringen. Dort erst sollte ein neues Steuerruder gezimmert und das Schiff von innen und außen völlig ausgebessert werden. Der Himmel hatte aber etwas anders über uns beschlossen. Es stellte sich in einer Nacht, kurz vor der Ausführung dieses großen Geschäftes, wieder ein furchtbares Ungewitter mit einem schreklichen Sturm ein, und als es Tag wurde, war unser Schiff nebst unserm großen Boot verschwunden; das kleine Boot aber lag, nebst einer Menge Kisten, Kästen, Bretter, Gebälke und anderer Trümmer, an dem Ufer.

Wir ahndeten unser Unglük, ehe wir es seinem ganzen Umfang nach kannten. Uns selbst auf einer wüsten Küste überlassen, von allen gebildeten Nationen abgeschnitten, von reissenden Thieren und vielleicht noch wilderen Menschen umgeben, war unsere Lage schreklich. Wäre uns doch wenigstens das große Boot geblieben, so hätte sich doch zur Noth die Mannschaft auf beiden Fahrzeugen vertheilen und an den Küsten gegen das Vorgebirge der guten Hof-

nung hinsteuern können; aber mit dem kleinen allein, das sich noch dazu stark beschädigt fand, war uns wenig geholfen.

Ein Theil unserer Mannschaft verwünschte unter wildem Fluchen ihr Unglük; ein anderer Theil stand stumm und bleich mit seinen Bliken auf die tobende See geheftet. Unempfindlich sahen sie lange zu, wie die Wellen von dem vielen Geräthe, das sie auf das Ufer geworfen hatten, ein Stük nach dem andern wieder wegschwemmten, und machten nicht die geringste Bewegung das Uebrige zu retten. Ihr Muth war ganz gesunken; er mußte durch Worte und Beispiel wieder aufgerichtet werden.

Unser Unglük ist groß, sprach ich zu ihnen, meine Freunde; aber es könnte noch viel größer seyn. Sind unser nicht viele, und haben wir nicht alle, was wir zum Unterhalt und zur einstweiligen Rettung unseres Lebens brauchen? Wir besizen Proviant genug; es fehlt uns nicht an Wein und Brannt-wein; in der Nähe fließt ein klarer Bach; Feuergewehr, Pulver und Blei zu unserer Vertheidigung gegen wilde Thiere und feindselige Nationen haben wir in Ueberfluß: sogar an grobem Geschüze fehlt es nicht, und es hängt nur von uns ab, noch eine Menge Trümmer von unserem Schiff und viele umhergestreute Kisten und Tonnen zu retten, die uns vielleicht sehr nüzlich werden können. Glaubt mir

also, laßt für jezt alle Grillen fahren und legt muthig Hand an das Werk. Wir müssen eiligst alles in Sicherheit bringen, was wir nur können; ist das geschehen, dann erst wollen wir Rath halten, was weiter zu thun seyn wird.

Der Kapitain, der indessen das Gestade untersucht hatte, trat in diesem Augenblik heran, und sprach ungefähr in dem nämlichen Ton zu ihnen. Unsere Rede hatte den besten Erfolg. Alle Arme waren sogleich thätig, und mitten unter dem Heulen des Sturms, und nicht ohne Gefahr, von den heranstürzenden Wogen ergriffen zu werden, retteten wir eine Menge gestrandeter Sachen. Der Kapitain, ich und Emmerich, bestrebten uns, allen andern mit unserm Beispiel vorzugehen, und arbeiteten mit unermüdetem Eifer den ganzen Tag. Gegen Abend legte sich endlich der Sturm, und am folgenden Morgen konnte leicht alles übrige in Sicherheit gebracht werden.

XLIII.

Die Mannschaft trennt sich von dem Kapitain. Sie sucht die Kapstadt zu Land zu erreichen. Große Heerden Antelopen.

Jezt, da diese Arbeit geschehen, und alles, was man retten konnte, geborgen war, wurde großer Rath über unsere weiteren Unternehmungen gehalten.

Einige schlugen vor, daß das kleine Boot bemannt und mit dem nöthigen Vorrath versehen, das Vorgebirge der guten Hofnung zu erreichen suchen sollte; von dort aus sollte ein Schiff abgeschikt werden, uns abzuholen; wir sollten indessen einen vortheilhaften Ort zu einem Lager wählen, uns in demselben verschanzen, und es mit der Schiffsartillerie gegen feindliche Angriffe deken.

Dieser Plan war dem Schein nach gut. Wer konnte uns aber dafür bürgen, daß das Boot das Vorgebirge der guten Hofnung glüklich erreichen würde? Und verunglükte es unterwegs, so blieben wir hülflos und ohne Lebensmittel auf dieser öden Küste. Ueberdieß konnte man, wenn auch das Boot wirklich bis zur Kapstadt gelangte, nicht sicher auf ein Schiff rechnen, das sich zu dieser Fahrt bequemen würde.

Ich machte daher den Vorschlag, uns mit allem, was wir fortbringen könnten und am nöthigsten brauchten, einen Weg zu Land bis zu dem Kap zu bahnen. Wir sind alle gesund, sprach ich; es fehlt uns nicht an Muth und Vertheidigungsmitteln. Mit unsern Feuergewehren werden wir uns in einem Land, das Ueberfluß an wilden Thieren hat, ganz leicht unsern Unterhalt verschaffen. Die Landesbewohner wollen wir uns durch gute Behandlung und kleine Geschenke zu Freunden zu machen

suchen; und gelingt uns dieß nicht, so sind wir bei unserer nicht unbedeutenden Zahl und mit unsern Flinten einem ganzen Heere gewachsen. Nur Muth und Klugheit wird erfordert, wenn nicht etwa die innere Beschaffenheit des Landes unserm Marsch unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt.

Mein Plan schien allen sehr kühn und sie stuzten anfangs darüber. Bald aber fing er an allgemein zu gefallen. Der Kapitain war indessen der Meinung, auch das Boot nicht unbenuzt zü lassen. Er selbst wollte nebst einigen Freiwilligen auf demselben dem Kap zusteuern, indeß die größere Zahl es zu Land zu erreichen suchen sollte. Die Kisten und Tonnen, die wir nicht mitnehmen könnten, sollten indessen vergraben, und die Kanonen von den Lavetten geworfen und mit Sand überschüttet werden. An gewissen Zeichen, die er sich merken wollte, und mit Hülfe seiner astronomischen Instrumente und einer kleinen Karte, die er aufzunehmen gedachte, hoffte er alles dereinst wieder zu finden. — Wir stimmten sämtlich seiner Idee bei, und es wurde nun ohne Zeitverlust Anstalt zur Ausführung derselben gemacht.

Vor allen Dingen erhielten die Zimmerleute den Auftrag, das Boot zu untersuchen und auszubessern. Es war zum Glük nur wenig beschädiget, und konnte folglich leicht und in kurzer Zeit wieder

hergestellt werden. Wir beluden es mit einem reichlichen Vorrath Zwiebak, dürrem Fleisch, einer kleinen Tonne saurem Kraut, Wein, Branntwein und den unentbehrlichsten Instrumenten. Ein Schiffszimmermann und zwei seiner vertrautesten Leute sollten den Kapitain begleiten.

Wir unseres Theils öffneten und untersuchten unter seinen Augen alle Kisten und Tonnen, nahmen aus denselben Lebensmittel, Salz und was uns brauchbar schien; besonders Messer, Scheeren, Nägel, Sägen, Meißel, Beile, Glaskorallen, Drath und was noch sonst zu einem vortheilhaften Tauschhandel mit den Wilden am schiklichsten schien. Alles wurde in Tonnen, Schachteln und Säke gepakt; wir waren gesonnen, unsere Stiere und Schafe damit zu beladen, und einen Theil davon selbst auf dem Rüken zu tragen. Die Räder von den Laveten der Kanonen benuzten wir auch zu kleinen Wagen, vor die wir uns oder die Thiere wechselsweise spannen wollten. Alles übrige wurde vergraben, oder mit Sand überschüttet; zugleich aber wendeten wir alle Sorgfalt an, die Waaren gegen das Eindringen des Regens zu sichern.

Alle diese Arbeiten geschahen noch in Anwesenheit des Kapitains. So bald sie vollbracht waren, nahm er Abschied von uns, und bestieg unter unsern besten Wünschen mit seinen Begleitern das Boot.

Seine Schiffsoffiziere, mich und Emmerich umarmte er noch am Bord desselben zum leztenmal und empfahl unserer Sorgfalt seine Mannschaft. Der Lieutenant William war schon vorher von ihm zum Führer des Zugs ernannt worden; er sollte aber nichts von Wichtigkeit ohne unsern Rath unternehmen, und dieß versprach er um so lieber, da er mit uns allen in den freundschaftlichsten Verhältnissen stand. — Das Boot fuhr jezt ab und die ganze Mannschaft schikte ihm ein segnendes Hurrah nach.

Wir folgten ihm mit den Augen, so lange wir konnten. Als wir es endlich aus dem Gesicht verloren hatten, machten wir die lezten Anstalten zu unserm morgenden Aufbruch.

Kaum grauete der Tag, so brachen wir unsere Gezelte ab, und nahmen unsern Weg nach dem Fluß. Aus Mangel an einer hinlänglichen Anzahl Lastthiere, hatten wir bei unserm vielen Gepäke einen sehr beschwerlichen Marsch. Wir konnten nur kleine Tagreisen machen, zumal da ein Theil von uns beständig mit der Jagd beschäftiget war. Wir schossen täglich eine Menge Federwild, und öfters mehr Antelopen, als wir verzehren konnten. Bisweilen erlegten wir auch Büffel, Eber und anderes Wild. Zugleich aber lebten wir in beständiger Fehde mit furchtbaren Raubthieren, besonders mit Löwen und Leoparden, von welchen wir jede Nacht umlagert

wurden. Unsere Hunde fingen an, wenn sie sie witterten, ganz kläglich zu heulen; sie schmiegten sich voll Angst und Unruhe an uns an, gleich als ob sie uns sagen wollten: Ihr sollt uns vertheidigen! Die übrigen Thiere kamen in nicht geringere Bewegung; alle standen auf, keines blieb liegen; unsere Stiere brüllten dumpf, die Schaafe drängten sich auf einen Haufen und standen unbeweglich, alle äusserten ihre Todesangst auf mancherlei Art. Uns selbst war bei diesen Besuchen gar nicht wohl zu Muth. In den ersten Nächten war es uns nicht möglich zu schlafen; erst durch längere Erfahrung wurden wir beruhigt, und gewohnt, uns auf unsere Schildwachen und Wachtfeuer zu verlassen, vor welchen sich alle reissenden Thiere zu scheuen schienen.

Die ersten drei Tage wurden wir kein menschliches Geschöpf gewahr; am vierten erblikten wir in der Ferne eine große Heerde Antelopen, und es wurde sogleich beschlossen, Jagd auf sie zu machen.

Ein Theil der besten Schüzen, worunter auch ich mich rechnete, besezten sogleich einen Hohlweg, der sich nach dem Thal zog, in welchem die Antelopen weideten. Nach diesem Hohlweg sollte ein anderer Theil unserer Leute die Thiere treiben. Wir wollten sie auf dem Bauche liegend erwarten, und sobald sie gedrängt durch die enge Schlucht fliehen

würden, von allen Seiten auf sie feuern. Um keine Zeit mit Laden zu verlieren, rüsteten sich alle Schüzen mit mehreren Gewehren, die sie neben sich legten.

Unser Anschlag gelang. Kaum füllten die Antelopen den Hohlweg, so plazten von allen Seiten die Gewehre auf sie. Sie wollten fliehen und konnten nicht. Sie selbst hatten sich vor- und rückwärts den Weg versperrt, und die getödteten Thiere machten den Paß noch enger und schwieriger. Die Heerde bestand aus mehr als dreitausend Stüken, und es war noch keine der größten in diesen Gegenden. Der Durchzug dauerte daher bei aller angewandten Eile länger als eine halbe Stunde, und wir hatten inzwischen Muße genug, unsere Gewehre mehrmals neu zu laden und abzufeuern. — Wir fanden am Ende über funfzig der schönsten Antelopen todt in dem Hohlwege; viele waren schwer verwundet, und fielen erst in der Folge noch in unsere Hände.

Noch denselben Tag wurden sie ausgeweidet, abgezogen und zum Theil verzehrt. Eine große Menge Fleisch pökelten wir aber auch für die folgenden Tage in leere Tonnen ein, und bei unserem Aufbruch zur weiteren Reise nahmen wir einen Theil davon mit uns.

XLIV.

Fortsezung der Reise. Sie treffen einen von einem Löwen erwürgten Landesbewohner an, und retten einen andern. Ankunft bei einer Horde wilder Nomaden. Vortheilhafter Handel mit denselben.

Wir hatten mehrere Tag eder Ruhe gepflogen; es war Zeit, unsere Reise weiter fortzusezen. Wir machten uns also marschfertig, beluden morgens vor Tagesanbruch unsere Thiere und uns selbst und brachen auf.

Drei Tage zogen wir abwechselnd bald über dürres, bald über fruchtbares Land, auf welchem unsere Thiere Futter in Ueberfluß fanden. Allenthalben sahen wir Spuren von Menschen, nirgends aber erblikten wir einen Bewohner. Wir konnten nicht wissen, ob sie nicht vielleicht feindlich in einem Hinterhalt auf uns lauerten, und mußten daher bei unsern Nachtlagern, und so oft wir über Gebirge oder durch Waldungen zogen, große Vorsicht anwenden. Immer machten einige von uns den Vor- andere den Nachtrab aus; jede neue Gegend, durch die uns unser Weg führte, wurde erst sorgfältig untersucht, ehe wir sie betraten.

Einst, da ich mit Emmerich und einigen andern Schüzen zu diesem Geschäfte beordert wurde, hörten wir in einem vor uns liegenden diken Gebüsche ein klägliches Geschrei, das wir für eine Men-

schenstimme hielten. Wir liefen auf dasselbe zu; unsere Hunde waren schon vor uns voraus; kaum aber erreichten sie den Saum des Gehölzes, so fuhren sie erschroken zurük; zogen den Schwanz ein, und bellten nur von ferne dem Ort entgegen, aus welchem das Geschrei gekommen war, und wo wir noch immer ein klägliches Winseln hörten. Ueberzeugt, daß in dem Gehölz ein furchtbares Raubthier verborgen sey, näherten wir uns vorsichtig, aber doch raschen Schrittes dem Dikicht. Unser Vorrüken machte den Hunden wieder Muth; sie fuhren dem bedenklichen Orte entgegen, kamen aber gleich wieder zurük. Ein fürchterliches Brüllen, das sich bei einem neuen Angriffe erhob, sagte uns, mit welchem Feind wir es zu thun hatten.

Wir theilten uns jezt; zwei von uns blieben bei den Hunden und beschäftigten das Thier von vorne; zwei andere, ich nämlich und Emmerich, drangen in das Gebüsch und suchten es zu umgehen. Wir schlichen heran und erbliken einen Löwen, der auf der Erde lag, und an einem zerrissenen Menschen eben so gierig, wie ein Hund an einem Knochen nagte. Ich gab Emmerich ein Zeichen, wir schlugen zu gleicher Zeit an, und ein Doppelschuß strekte das Ungeheuer nieder. Muthig fuhren jezt die Hunde von der andern Seite heran, aber eben so schnell flüchteten sie sich wieder rükwärts, denn

der Löwe hatte noch Leben. Er bewegte sich und schlug mächtig um sich mit seinem Schwanz; zwei neue Schüsse, die er aber jezt aus unsern Doppelflinten erhielt, gaben ihm den Rest.

Diese beiden Schüsse fielen sehr schnell nach einander. Kaum waren sie geschehen, so standen auch schon unsere beiden andern Freunde zu unserer Unterstüzung vor uns. Wir bedurften glüklicher Weise nicht ihrer Hülfe; unser Sieg war entschieden, noch aber war es nicht Zeit, uns desselben zu freuen; wie leicht konnte in dem Gehölze noch ein zweiter Löwe, vielleicht wohl gar eine Löwin mit ihren Jungen, verstekt seyn? Die Klugheit gebot uns also Vorsicht.

Wirklich wurden wir bald durch ein neues Bellen unserer Hunde aufmerksam gemacht, die alle einen gewissen Ort im Gebüsche umstellten; zugleich hörten wir wieder eine klägliche Menschenstimme, die uns Eile und Vorsicht gebot.

Die Hunde benahmen sich indessen ganz anders, als das erstemal. Sie schienen sich nicht zu fürchten, prallten nicht zurük, sondern griffen hizig an. Ein lautes Geschrei, das sich jezt erhob, ließ uns besorgen, sie möchten einen Menschen gepakt haben. Wir riefen sie zurük, traten vorwärts und erblikten wirklich ein ganz mit Blut bedektes, mehr braunes als schwarzes menschliches Wesen, das hülflos auf der Erde lag.

Der Arme redete uns in einer unbekannten Sprache mit schwacher Stimme an, suchte sich aufzusezen, und zeigte mit der einen Hand, unter schmerzlichen Geberden, auf seinen blutigen rechten Arm, den er nicht bewegen konnte. Wir untersuchten ihn. Ganze Stüken Fleisch waren aus demselben herausgerissen, und das Armbein schien uns gebrochen. Auch an dem Leib hatte er mehrere furchtbare Bisse. Alles schien zu beweisen, daß er mit dem Löwen gekämpft und von dem grimmigen Thier so übel war zugerichtet worden.

Wir hielten es nicht für rathsam, hier lange zu verweilen. Einer von unsern Leuten wurde an den Hauptzug abgeordnet, um von dem Vorfall Bericht zu erstatten. Wir andern richteten indessen den Verwundeten auf und führten ihn aus dem Gehölze. Er hatte zum Glük an den Beinen nur leichte Wunden und einen unblutigen Biß von einem unserer Hunde erhalten, wodurch jener Schrei veranlaßt wurde. Der Oberarm aber war wirklich gebrochen. Das wüthende Thier hatte ihm den Knochen zerbissen; es ergab sich dieß gleich bei der ersten flüchtigen Untersuchung unsers Schiffwundarztes, der mit mehreren andern Personen uns entgegen eilte.

Alles wurde sogleich angewendet, dem Unglüklichen den Arm wieder einzurichten und ihm Linderung zu verschaffen. Die frische Rinde eines jungen

Baumes, welche wir ablöseten, vertrat die Stelle der Schindeln. Der kranke Arm wurde in dieselbe gelegt und verbunden. Auch auf seine übrigen Wunden wurde Balsam gegossen, und alle erhielten den nöthigen Verband. Der Wilde schien sehr dankbar für die Sorgfalt zu seyn, mit der wir uns seiner annahmen. Er drückte uns hundertmal die Hand, und sprach viele Worte aus, die wir nicht verstanden.

Aus seiner Zeichensprache, und aus noch mehr andern Umständen, schlossen wir, daß sein Freund von dem Löwen angegriffen wurde, daß er ihm zu Hülfe eilte und von dem Thier so zugerichtet ward. Er zeigte uns an der todten Bestie eine leichte Wunde, die er ihr mit einer Art Dolch beigebracht hatte, die aber nichts weniger als tödtlich war. In dem Gebüsche schien er eine Zeitlang in Ohnmacht gelegen zu seyn, bis unsere Hunde oder unser Schiessen ihn daraus erwekten, weil sonst nicht abzusehen gewesen wäre, warum er sich nicht weiter, als bis dahin, geflüchtet hatte.

Wir wurden von dem Verwundeten durch einen lichteren Theil des Gehölzes auf die andere Seite desselben geführt. Hier sahen wir eine ansehnliche Heerde Ochsen, Kühe, Ziegen und Schafe. Der Wilde gab uns zu verstehen, daß sie ihm gehörte, oder wenigstens, daß er sie gehütet habe, und nun

errriethen wir, daß er sie mit seinem verunglükten Freund gegen den Löwen zu vertheidigen gesucht hatte, und beinahe, wie dieser, ein Opfer seines Muthes geworden wäre.

Wir fingen einige der stärksten Ochsen ein, und beluden sie mit einem Theil unseres Geräthes, wozu wir uns durch Zeichen die Erlaubniß unseres Afrikaners erboten. Die Beschwerlichkeit der Reise wurde uns dadurch sehr erleichtert. Ihrer größten Last entlediget, schritten unsere Leute munter hinter der Heerde einher, und der Afrikaner diente ihnen als Führer. Er hatte uns gebeten, ihn auf einen Ochsen zu sezen, und das war geschehen. Das Thier trug ihn geduldig, denn allgemein werden in Afrika die Ochsen als Lastthiere gebraucht. Die Bürde, womit wir sie beluden, war ihnen daher auch nicht ungewohnt.

Gegen Abend erblikten wir in der Ferne einen Kraal oder ein Dorf; der Afrikaner gab uns durch Zeichen zu verstehen, daß dieß der Wohnsiz seiner Horde sei. Kaum wurde man unsern Zug gewahr, so griff in dem Dorfe alles zu den Waffen. Sie sahen uns in dem Besiz ihrer Heerde und hielten uns wahrscheinlich für Räuber.

Alles war uns daran gelegen, ihnen diesen Wahn zu benehmen. Wir hielten daher an, und ließen unsern Afrikaner auf seinem Ochsen voraus

traben. Er erzählte ihnen, so viel wir aus der Ferne beobachten konnten, in der Kürze seine Geschichte, und wandte sich dabei sehr oft mit dem Gesicht nach uns, zeigte auch öfters mit seinem gesunden Arm nach unserer Seite.

Wir sahen, daß seine Erzählung bald den gewünschten Eindruk machte. Man legte die Waffen nieder, und kam uns freundlich entgegen. Die Schüchternheit aber und die Verwunderung, womit man uns bei dem allen betrachtete, schienen zu beweisen, daß man in dieser Gegend nie einen Europäer gesehen hatte.

Kinder verstekten sich vor uns hinter ihren Müttern. Weiber und Mädchen musterten uns mit den Augen von oben bis unten, und als sie etwas bekannter geworden waren, traten sie zu uns heran, befühlten unsere Kleider, unsere Haare, unsere Haut. Einige nahmen uns den Hut ab; andere öffneten unsere Kleidung auf der Brust, und da sie uns hier noch viel weißer fanden, als im Gesicht und an den Händen; so schienen sie den Verdacht zu hegen, wir hätten uns angestrichen: sie sputten daher ganz naiv auf ihre Hand, und fingen an, an uns zu waschen, um zu sehen, ob die Farbe nicht abgehen würde? An unsern glatten und weichen Haaren, die von den krausen und steifen Borsten auf ihrem Kopf freilich sehr verschieden waren, schienen sie großes Wohlge-

fallen zu finden; alle wollten sie betasten und mit ihren Händen streicheln. Noch mehr Erstaunen erregte aber bei ihnen der Bart, den einige unter uns sich hatten wachsen lassen; denn bärtige Menschen sind in jenen Gegenden etwas unerhörtes. Alle Eingebornen haben ein glattes Kinn, und keine Spur von Haar ist an demselben zu bemerken. Die Leinwand von unsern Hemden, die weichen und feinen Zeuge, woraus unsere Kleidung bestand, war nicht minder für sie ein Gegenstand der Bewunderung. Sie hatten blos um die Lenden eine grobe Bedekung aus geflochtenem Bast, und für die Regenzeit eine Art Mantel, ebenfalls aus Bast oder aus Thierfellen, und zum Theil auch aus grober Schafwolle gewebt. Baumwollene, leinene, seidene Zeuge hatten sie nie gesehen.

Leicht kann man denken, daß noch viele andere Dinge, die sie bei uns gewahr wurden, ihre Aufmerksamkeit erregten. Messer, Beile, Sägen, Scheeren, Nägel, Nadeln waren für sie ganz neue und höchst interessante Gegenstände. Die Leichtigkeit, mit der wir mit unsern Messern Holz und andere harte Sachen zerschnitten, erfüllte sie mit Bewunderung, und als sie vollends sahen, daß wir mit unsern Beilen auf einige Hiebe einen dünnen Baum fällten, an dem sie mit ihren Instrumenten aus Stein einen ganzen Tag zu arbeiten hatten, brach

ihre Freude in lauten Jubel aus. Sie drängten sich herbei, baten uns um Erlaubniß, das Beil zu betasten und selbst einen Versuch damit zu machen. Er gelang ihnen so gut als uns; und so oft ein Baum fiel, erhoben sie ein neues Freudengeschrei.

Nicht geringeren Beifall fand bei ihnen die Säge. Bei dem schnellen und glatten Schnitt, den sie in das Holz machte, sahen sie bald ein, wie nüzlich ihnen ein solches Instrument werden würde. Aus ihren Mienen, aus den Bliken, womit sie alle unsere Werkzeuge betrachteten, aus den Gesprächen, zu denen dieselben ihnen Veranlassung gaben, erkannten wir leicht, daß sie sich für sehr glüklich würden geschäzt haben, wenn sie zu dem Besiz derselben hätten gelangen können. Es war uns diese Bemerkung höchst erwünscht; denn nun konnten wir hoffen, uns ohne große Kosten alle unsere Bedürfnisse bei ihnen einzutauschen.

Um uns die Freundschaft des Anführers dieser Horde zu erwerben, machten wir ihm ein Geschenk mit einem starken Messer und einer kleinen Säge. Er bezeugte ein großes Vergnügen darüber; wir merkten aber wohl, daß ihm ein Beil noch erwünschter gewesen wäre. Es wurde beschlossen, sein Verlangen nach demselben sogleich zu einem vortheilhaften Handel zu benuzen. Wir suchten sechs der größten und schönsten Ochsen aus der Heerde, stellten

sie neben einander, legten ein Beil vor sie hin, und gaben ihm durch Zeichen zu verstehen, daß wir ihm lezteres für die Ochsen lassen wollten. Der Tausch wurde sogleich angenommen, und wir hatten nun für eine Kleinigkeit eine bedeutende Zahl Lastthiere, denen wir vollends unser Gepäke aufladen konnten. Die Fortschaffung unserer Zelten, unserer Schachteln und Säke hatte jezt keine Schwierigkeit mehr.

Bald wurde uns noch mehr anderes Vieh zum Tausch angeboten. Für eine Säge erhandelten wir noch vier schöne Ochsen, und verschiedene andere für Messer und ähnliche Kleinigkeiten. Ehe drei Tage vergingen, besaßen wir eine Heerde von mehr als dreißig Stük, deren Unterhalt uns keinen Heller Kosten machte. Nun fehlte es uns bei der Fortsezung unserer Reise auch nicht an Schlachtvieh, und wir durften, wenn auch die Jagd wenig ergiebig ausfallen sollte, wegen unseres Unterhalts nicht in Verlegenheit seyn.

XLV.

Staunen der Wilden über die Feuerrohre unserer Reisenden. Es wird ein Scheibenschießen veranstaltet. Bewunderung, welche ein Dudelsack, eine Uhr, ein Fernrohr bei ihnen erregten.

Sechs Tage lang hielten wir uns bei diesem Völkchen auf, welches den **Brigudis** ange-

hörte, und wurden, während dieser ganzen Zeit, gegen kleine Geschenke an Nägeln, Nadeln und dergleichen, mit Milch und Käse reichlich versehen. Wir gingen dabei auf die Jagd, schoßen Feldhühner, Flamingos und andere Vögel; auch eine bedeutende Menge Antelopen, und folglich war immer unsere Küche gut bestellt.

Hatte unsere Farbe, unsere Kleidung, unser Eisengeräthe, die Bewunderung der Wilden erregt, so staunten sie noch viel mehr über unsere Feuergewehre. Als sie den ersten Schuß hörten, fuhren sie vor Schreken so zurük, daß einer den andern über den Haufen warf. Ein kleiner Vogel, nach dem ich gezielt hatte, fiel aus einer beträchtlichen Höhe todt aus der Luft herab. Die Wilden eilten herbei, hoben ihn auf, besahen ihn von allen Seiten, und entdekten mit Erstaunen blutige Wunden ohne Pfeil. Dieß war mehr, als sie begreifen konnten. Neugierig besahen sie das Gewehr von allen Seiten, ohne um ein Haar klüger zu werden: der Bau der Flinte erklärte ihnen nichts.

Während sie so um mich herstanden, und sich ihre Vermuthungen darüber gegenseitig mittheilten, sahen wir aus dem Kral wüthend einen Ochsen hervorschießen, der geschlachtet werden sollte, und sich nach den ersten Keulenschlägen von dem Baum, an dem er angebunden war, losgerissen hatte. Das

rasende Thier stieß alles nieder, was es auf seinem Weg antraf, und kam mit gesenktem Kopf gerade auf uns los. Ein Theil der Wilden flüchtete sich; andere sprangen nach ihren Bogen und verwundeten den Stier mit ihren Pfeilen. Er wurde dadurch nur noch wüthender. Jezt aber ergriff ich meine zweite Flinte, die mit einer Kugel geladen war, schlug auf ihn an und strekte ihn zu Boden. Nur noch einen einzigen gewaltigen Sprung machte das Thier und stürzte nach demselben leblos nieder. Ein Strom Blut quoll aus seiner Wunde und färbte die Erde.

Seit jener Zeit blikten die erschrokenen Wilden unsere Feuergewehre mit Furcht und Mißtrauen an. Sie fühlten die Ueberlegenheit, die selbige uns über sie verschafften, und wurden viel demüthiger, als vorher.

Um ihnen noch höhere Begriffe von der Gewalt unserer Waffen beizubringen, stellten wir ein Scheibenschießen mit gezogenen Rohren an. Wir hatten ein halbduzend sehr gute Kugelbüchsen bei uns, die wir zur Jagd nach Elephanten und andern großen Thieren mitgenommen hatten. Dieser wollten wir uns jezt bedienen.

Unser Zimmermann machte uns aus einem Baumstämmchen, das er zu diken Bretern spaltete, die mit hölzernen Zweken zusammen gefügt wurden,

eine recht artige Scheibe, und veranlaßte zugleich durch seine Arbrit eine sehr unterhaltende Scene; denn für die Wilden wurden seine Hobel und Bohrer neue Gegenstände der Bewunderung. Je größeren Nuzen ihnen dergleichen Instrumente versprachen, desto begieriger waren sie darnach. Es wurden ihm zwei, drei, vier Ochsen für seinen Bohrer, und noch mehr für seinen Hobel geboten; ersteren aber wollte er lange nicht, und lezteren um keinen Preis hergeben, weil dieser sich nicht leicht wieder ersezen ließ. Mit Nagelbohrern waren wir aber gut versehen, und wir erhandelten uns mit denselben noch mehr als zwanzig Ochsen und Kühe.

Als endlich die Scheibe fertig und in der Mitte mit einem zierlichen Schwarz bemahlt war, wurde sie an einem vierhundert Schritte weit entfernten Baum angenagelt, und nun begann das Schießen. Der Lieutnant machte den Anfang. Er war ein guter Schüze. Seine Kugel schlug durch die Scheibe und drang tief in den jungen Baum, an dem sie befestiget war. Die Wilden, denen wir einen sichern Plaz in der Nähe angewiesen hatten, hörten Knall und Schlag der Kugel beinahe in demselben Augenblik. Sie liefen herbei und sahen mit dem größten Erstaunen, daß nicht nur die ziemlich dike Scheibe, ungeachtet der weiten Entfernung des Schüzen, ganz durchbort, sondern der Schuß auch

noch tief in den Baum eingedrungen war. — Es wurde ein Zwek in das Loch geschlagen, und man hieß sie, sich entfernen.

Bald nachher fiel ein zweiter Schuß: allein der Schüze hatte zu hoch gezielt, die Kugel traf nicht die Scheibe, splitterte aber den Baum und fuhr von da in einen dahinter stehenden Felsen, in den sie ein sichtbares Loch schlug. Einer von den Zuschauern, die nicht ferne davon standen, erhielt von der zurükprallenden Kugel eine Quetschung am Arm, worüber er einen lauten Schrei ausstieß; andern flogen die umher splitternden Sandkörner in das Gesicht.

Dieser zweite Schuß brachte den Wilden eine noch viel höhere Meinung von der Macht unserer Feuerrohre bei, als der erste. Sie konnten sich von ihrem Erstaunen gar nicht erholen. Alle traten zehen Schritte weiter zurük, als vorher, und warteten ängstlich des neuen Knalls.

Ein dritter Schuß geschah: Die Kugel ging durch das Schwarze, und in eben demselben Augenblik fuhr zum nicht geringen Entsezen der Wilden eine kohlschwarze Menschenfigur, noch viel schwärzer als sie selbst, aus der Erde, und deutete mit der Hand auf das Loch in der Scheibe. Der größte Theil der Zuschauer lief davon; nur wenige hatten

Muth zu bleiben, um das Wesen, welches sie so sehr erschrekt hatte, genauer zu betrachten.

Meine Leser werden leicht errathen, was das für eine Figur war. Der Zimmermann hatte sich nämlich mit den Wilden einen Spaß machen wollen. Er verfertigte daher in der Stille eine Art Harlequin, wie man dergleichen bei den meisten Scheibenschießen in Deutschland und andern Ländern sieht, und da er keine bunten Farben haben konnte, mahlte er ihn mit Ruß und Fett ganz schwarz an, und legte ihn so in eine Grube neben dem Baum, an welchem die Scheibe angenagelt war. Aus dieser Grube sprang die Figur, die mit der Scheibe durch gewisse Vorrichtungen in Verbindung gebracht worden war, hervor, sobald das Schwarze getroffen wurde.

Die Wilden waren nun sehr geneigt, uns für Zauberer zu halten, und gar manches, was sie bei uns sahen, bestättigte sie in dieser Meinung. Einer von unsern Matrosen hatte einen Dudelsak, womit er uns bisweilen unterwegs die Langeweile verkürzte. Unsere Brigudis beschaueten dieses Instrument, an welchem sie sehr großes Vergnügen fanden, von hinten und vorne, und blieben am Ende fest überzeugt, es sei ein lebendiges Thier, das allerlei Stükchen singen könne. Einige wagten es, dasselbe anzutasten; der Musikant ließ ihnen aber schnell die

Baßpfeife in die Ohren brummen, und sie fuhren, zu unserm großen Vergnügen, erschroken zurük. Erst als wir eine Zeitlang unsere Kurzweile mit ihnen gehabt, und uns genug an dieser Komödie gelabt hatten, suchten wir sie zu überführen, daß der Dudelsak nichts weiter als ein musikalisches Instrument, wie ihre Trommeln, sey. Wir gaben ihnen denselben in die Hände, und ließen ihn ruhig untersuchen. Nun sahen sie freilich, daß es ein bloses Kunstwerk war. Sie glaubten aber, es müsse von Zauberern gemacht worden seyn, weil sie nie etwas so göttliches gehört hatten.

Kein geringeres Erstaunen erregten bei ihnen unsere Uhren. Auch diese hielten sie für kleine Thiere ohne Beine. Sie fanden großes Vergnügen an der Bewegung der Räder, und ahmten ihren Schlag sehr komisch nach. Die Uhrkette war ihrer Meinung nach der Schwanz des Thieres.

Noch war uns den Tag nach dem Scheibenschießen eine andere sehr ergözende Scene vorbehalten. Der Lieutenant William beobachtete nämlich mit seinem Instrumente die Polarhöhe, welches öfters, so wie auf der See, geschehen mußte, damit wir unsern Weg nicht verfehlten. Die Wilden, die uns gestern mit unsern Kugelbüchsen nach der Scheibe hatten zielen sehen, und nun ein ähnliches Instrument nach der Sonne gerichtet sahen, hielten es

ebenfalls für ein Schießgewehr, und erwarteten alle Augenblik einen Schuß. Voll Unruhe, über die Folgen, bliksten sie ängstlich bald nach der Sonnenscheibe, bald nach dem Instrument, und waren ganz verlegen, als die Operation ohne Knall abging. Sie wußten nicht, was sie von dem allen denken sollten. Um sie indeß auf irgend eine Art zu befriedigen, und uns zugleich an ihrer Einfalt zu ergözen, ließ William sein Fernrohr – eine dritte Flinte – bringen, legte es auf ein Gestell, das wir bei unserem Scheibenschießen gebraucht hatten, richtete es nach dem ziemlich entfernten Kraal, und stellte den dreistesten unter den Brigudis vor das Augenglas.

Der Wilde erblikte in demselben, hart vor seinen Augen, eine Hütte, die er kannte, nebst zwei Kindern, die vor derselben spielten, und die zufällig seine eigenen waren. Das freudige Erstaunen, in das er gerieth, war so groß, daß er zitterte und alle seine Muskeln sich zusammenzogen. Ohne sein Auge von dem Glas zu verwenden, strekte er die Hand nach dem Ende des Fernrohrs aus: Er wollte das, was er sah, auch berühren. Da er aber mit allem diesem Betasten nichts fand, so trat er von dem Fernrohr zurük, und war sehr betroffen, als er die Kinder nicht mehr da fand, wo er glaubte, daß sie seyn sollten. Er fragte seine Kameraden, ob sie weggegangen wären. Vergebens sagten ihm diese,

sie hätten nichts von seinen Kindern gesehen. Er wollte das nicht glauben, zeigte mit dem Finger auf den Ort, wo er die Kinder gesehen zu haben wähnte, und sagte sehr oft: da, da! Seine Freunde wußten nicht, was er wollte; sie betheuerten ihm mit dem größten Ernst, sie wüßten nichts von den Kindern; je unwissender sie sich aber stellten, desto verdrießlicher wurde er, und am Ende ereiferte er sich so, daß der Auftritt sich beinahe mit einer Zänkerei geendigt hätte. Der Brigudi hatte sich in den Kopf gesezt, das Instrument habe die Kraft, die Gegenstände herbei zu ziehen, und die Hütte nebst seinen Kindern sey wirklich da gewesen.

Er behauptete das steif und fest gegen seine Kameraden. Seine Schwärmerei, und selbst sein Zorn, reizte ihre Neugier. Alle wollten an das Fernrohr treten, und wir ließen das gern geschehen. Von Zeit zu Zeit verrükten wir es aber unvermerkt in seiner Richtung. Sie waren ganz entzükt, lauter bekannte Gegenstände zu erkennen. Da aber einige Bäume, andere einen Berg, noch andere fliegende Vögel, wieder andere Ochsen, Kühe, Ziegen, ganze Heerden sahen, so kann man sich leicht denken, welche Verwirrung aus ihrer Freude entstehen, wie sie sich über alles, was sie so nahe vor Augen gehabt, streiten, und wie sehr ihr Disputiren uns belustigen mußte.

Es dauerte diese Komödie bis zum Abend, und war in der That belehrend für uns. Sie bewieß uns nämlich, wie leicht es bei rohen und unwissenden Völkern einem geschikten Gaukler seyn muß, mit einigen ganz natürlichen Künsten sich das Ansehen eines göttlichen Wesens zu erwerben.

Für unsere Wilden war alles Wunder; selbst unsere Trinkgläser und Flaschen hielten sie für etwas Uebernatürliches: Sie sahen das Glas für verhärtetes Wasser an, und konnten nicht satt werden, sich durch dasselbe zu beschauen. Wurde aber Wein oder anderes farbiges Getränke hinein gegossen, so betasteten sie es rund herum mit den Fingern, glaubten durch dasselbe die Flüßigkeit berühren zu können, und konnten sich lange nicht in die Scheidewand finden, die zwischen ihrer Hand und dem Getränke blieb. — Sie glichen einem Vogel, der in unsern Kirchen oder Wohnzimmern eingesperrt, hundertmal mit dem Kopf an den Fenstern anstößt, ehe er merkt, daß zwischen ihm und dem freien Luftraum, nach dem er sich sehnt, eine undurchdringliche Wand befestiget ist.

XLVI.

Bewunderung, welche die Schreibekunst unter den Wilden erregt. Unsere Reisenden verlassen die Brigudis. Straußeneier und brütende Strauße. Nachricht von diesem Vogel.

Acht Tage lang hatten wir bei den Brigudis gerastet, und uns in dieser Zeit, wie schon erzählt worden ist, mit Vieh zur Genüge versehen. All unser Gepäke konnte nunmehr von Ochsen getragen werden, und es war uns vergönnt, leicht und rüstig hinter ihnen hinzuschreiten, oder vor ihnen her das Land zu durchstreifen.

In der Zeit, die wir bei unsern wilden Freunden verweilten, war es eine unserer angelegentlichsten Sorgen, uns so viel möglich mit ihrer Sprache bekannt zu machen. Wir verfertigten uns daher ein kleines alphabetisches Verzeichnis der vornehmsten Wörter und Redensarten, das uns in der Folge sehr wohl zu statten kam. Mit Hülfe desselben konnten wir unsere vornehmsten Bedürfnisse von ihnen fodern, und uns so ziemlich gegen sie verständigen. Unser Schreiben war aber für sie eine neue Zauberei. Sie wurden gewahr, daß wir die Worte, die einmal auf dem Papier standen, nie wieder vergaßen, und daß nicht nur wir, sondern alle unter uns, die das Papier in die Hand nahmen, sie sogleich aussprachen. Offenbar mußte das Papier reden, vielleicht auch

hören und sehen können. In dieser Meinung bestätigten sie noch mehr die Billete, die wir uns bisweilen schrieben, und die sie aus dem Lager in den Kraal, wo sich einige von uns aufhielten, und aus dem Kraal in das Lager zu tragen hatten. Oft wurden ihnen allerlei Sachen, die wir begehrten, zum Ueberbringen zugestellt; und wenn sie etwas davon verloren oder unterschlagen hatten, so wurde es durch das Papier, welches ein Verzeichnis davon enthielt, sogleich entdekt, und es mußte herbeigeschaft werden. Von nun an traueten sie nicht mehr den Zetteln. Die Verschmiztesten glaubten uns aber dennoch zu betriegen: Wenn sie nämlich etwas entwenden wollten, so legten sie auf das Billet einen Stein, damit es nicht zusehen konnte, und erst, wenn die gestohlne Sache in Sicherheit gebracht war, nahmen sie es wieder hervor. Dessen ungeachtet, wurde bei der Eröffnung des Papiers jedesmal der Diebstahl entdekt, und nun stand ihr Verstand stille. Das Billet hatte ganz bestimmt nichts von dem Vorgang gesehen, und doch waren wir so gut unterrichtet! — Wie ging das zu, wie war es möglich! Sie hatten Verstand genug, das Unbegreifliche davon zu fühlen, nicht aber, es zu erklären. So viel war klar für sie, daß wir mehr als gemeine Menschen, daß wir Wesen höherer Art wären. Auch stieg ihre Verehrung für uns mit jedem Tag. Sie

glaubten, ihr eigenes Beste erforderte, sich uns in allen Stüken gefällig zu erweisen, und uns zu Freunden zu behalten.

Es wurde uns daher auch gar nicht schwer, sie zu bereden, uns eine Anzahl rüstiger junger Leute zu Führern und Begleitern mitzugeben. Wir gaben ihnen zu verstehen, daß wir südlich zu reisen gedächten, und sie waren sogleich erbötig, uns zu folgen.

Der nächste Tag wurde also zu unserer Abreise anberaumt. Den Abend vorher beschenkten wir noch den Anführer der Horde mit einem Meisel, und seine Frau mit einer Scheere und einem Spiegel, der bei dem ganzen Kraal nicht geringes Aufsehen erregte. Alle Frauen und Mädchen wollten sich in demselben besehen; und so oft sie ihr Bild erblikten, kehrten sie, zu unserem großen Vergnügen, ihn um, ob nicht vielleicht sich ein zweites Original hinter demselben befände. Alle diese Umstände bestärkten sie in der Meinung, wir seyen Zauberer. Wir aber ließen sie absichtlich auf diesem Glauben, der uns sehr wohl zu statten kam. — Die Scheere — die erste, die sie in ihrem Leben sahen — fand ihrer Brauchbarkeit wegen außerordentlichen Beifall. Sie konnten mit derselben ungemein leicht Thierfelle und andere Dinge zerschneiden, die sie mit ihren stumpfen Werkzeugen bis dahin nur mit großer Mühe zerlegt hatten. Nebst ihnen wurden noch viele an-

dere Personen, und auch der von dem Löwen verwundete Brigudi beschenkt.

Frühmorgens, schon vor Sonnenaufgang, erfolgte unser Aufbruch. Unsere Führer gingen stolz vor uns her; ein großer Theil der Horde folgte nach und verließ uns nicht eher, als bis ein ziemlich breiter Strom sie nöthigte, umzukehren. Wir sezten über denselben auf einer Art von Flos, den wir uns zimmerten; die Ochsen aber ließen wir, ihrer Last entbürdet, hinüber schwimmen, und beluden sie erst jenseits aufs neue. Auf gleiche Art passirten wir alle tiefe Ströme; über andere wateten wir nebst unserem Vieh, und immer wurden wir von unseren Wilden, die als treffliche Schwimmer voraus gingen, sicher geführt.

Mehrere Tage lang führte uns jezt unser Weg durch sandige Einöden, in denen wir oft um Futter für unser Vieh in Verlegenheit waren. So viel möglich folgten wir daher dem Ufer der Flüsse und Bäche, die aber meistens so sehr ausgetroknet waren, daß nur selten hier und da eine Wasserpfüze zu finden war.

Eine andere Erquikung fanden wir in den Straußeneiern, die wir unterwegs sammelten.

Oefters wurde von uns die Mutter auf dem Nest entdekt und geschossen. Vor ihr lagen auf der flachen Erde vier Eier, und im Neste saß der Vogel

auf neun. Wir schlugen eines von lezteren auf, und fanden, daß die Jungen schon ziemlich weit waren. Die Eier vor dem Neste schienen zum Futter dieser Jungen bestimmt, sobald sie ausgekrochen seyn würden.

Viele Naturforscher behaupteten, es brüte der Straus seine Eier nur bei Nacht; bei Tage überlasse er sie der Sonnenhize. Vielleicht verhält sich dieß auch wirklich so in andern Gegenden; auf der großen Menge Nester, die wir auf unserm Zug nach dem Kap gewahr wurden, kam uns aber nicht ein einziges vor, auf welchem nicht entweder ein männlicher oder weiblicher Straus gebrütet hätte, wenn anders nicht durch den Tod des brütenden Paares, oder durch einen andern Zufall, die Eier verlassen waren.— Sobald der Vogel in der Nähe seines Nestes Menschen gewahr wurde, entfloh er auf das eiligste.

Die Anzahl der Eier war ungleich. Gewöhnlich bebrütet der Strauß zehen Stük. Sie werden aber von den Wilden, vielleicht auch von gewissen Thieren, begierig aufgesucht und als ein Lekerbissen gegessen. Sobald sie ein Nest entdeken, nehmen sie unfehlbar die Eier weg, und nöthigen dadurch die Mutter, andere zu legen. Hat daher ein Wilder ein Straußennest gefunden, wo das Brüten noch nicht angefangen hat, so besizt er daran einen Schaz, den er lange benuzen kann, wenn er ihm von einem

andern Eiersucher nicht geraubt wird. Er nimmt dann nicht alle Eier auf einmal, damit die Mutter das Nest nicht verläßt, sondern nur eines oder zwei, weil er zuverläßig weiß, daß das Straußenweibchen nicht eher anfängt zu brüten, als bis ihre gewöhnliche Anzahl Eier voll ist, und es daher neue Eier legen wird. Zwei Tage nachher kommt er wieder und bestiehlt das Nest aufs neue. Greift er die Sache geschickt und vorsichtig an, so kann er es dahin bringen, daß an funfzig Eier gelegt werden. Ja, wenn zwei oder drei brütende Strauße in einem gemeinschaftlichen Neste sizen, wie das öfters geschieht, so bekommt er bisweilen noch mehr.

Oft werden dem Strauß auch einige seiner Eier erst geraubt, wenn er schon eine Zeit lang darauf gebrütet hat. Auch in diesem Fall legt er andere; begreiflich aber kriechen alsdann die Jungen aus den ersten Eiern früher aus, als aus den lezten. Nicht selten trift man aber auch Weibchen an, die erst anfangen zu legen, und schon zwei bis drei Monat alte Junge haben, und noch andere, die schon so groß sind, als die Mutter selbst. Vermuthlich brüten sie jährlich mehr als einmal, und behalten die vorigen Jungen um sich.

Die Straußeneier haben die Größe eines kleinen Kinderkopfes: an einem einzigen können zwei bis drei Personen sich ziemlich satt essen. Sie sind

weißlich mit kleinen Punkten übersprengt. Die Schale ist so hart, daß man Trinkgeschirre daraus verfertigt, die unter den Afrikanern stark gebraucht werden.

Der Strauß hat viele Aehnlichkeit in seiner Figur mit dem Kameel. An seinem diken Körper sizt ein langer Hals mit einem kleinen Kopf. Mit seinen Flügeln vermag er sich nicht von der Erde zu erheben; sie leisten ihm aber sehr nüzliche Dienste zur Beschleunigung seines Laufs. Er rennt mit seinen langen Beinen, die nur zwei Zehen haben, mit solcher Schnelligkeit über die afrikanischen Sandebenen, daß weder Menschen, noch Hunde, noch Pferde ihn zu erreichen vermögen. In einer einzigen Stunde legt er fünf bis sechs Stund Weg zurück. Oft jagt man ihn aber doch mit abwechselnden Pferden so lange in einem Kreis umher, bis er sich vor Mattigkeit ergeben muß. Er verstekt alsdann, wie man versichert, seinen Kopf hinter einem Stein, oder einem Loch, damit er den Jäger nicht mehr sieht, und läßt sich so von ihm niederschießen oder todt schlagen. Ist es aber einmal so weit mit ihm gekommen, so wehrt er sich, bis ihn die lezten Kräfte verlassen, noch so muthig mit seinen starken Flügeln, daß er manchem seiner Verfolger Arm und Bein abschlägt.

Der Strauß ist höher als der höchste Mann, und mancher wiegt siebzig bis achtzig Pfund; seine gewöhnliche Nahrung ist Gras, Kraut, Saamenkörner, Strauchgewächse; er verschlingt aber auch Holz, Knochen, ganze Stücke Metall, Steine, Leder und dergleichen, damit nur sein hungriger Magen gefüllt wird. Er wird den Bewohnern von Afrika nüzlich durch sein Fleisch, das gegessen wird, seine Eier, und vorzüglich durch seine schönen Schwanzfedern, die theils weiß, theils schwarz, theils grau sind, und im Handel sehr theuer verkauft werden. Bisweilen wird er auch von den Afrikanern geritten und vor Karren gespannt. Wegen der ausserorlichen Schnelligkeit, mit welcher er läuft, erfordert er aber sehr geschikte Reiter und nicht minder geübte Kutscher, denn anderen würden Hören, Sehen und Athem dabei vergehen. — Der Strauß soll, wenn er Zeit hat, eines natürlichen Todes zu sterben, sechzig bis siebenzig Jahr alt werden.

XLVII.

Fortsezung der Reise. Ankunft bei den Huswanas. Gute Aufnahme, die unsere Reisenden bei diesem Volk finden. Ein Mädchen wird von ihrem Vater für eine Kuh verkauft.

Bei dem Mangel, welchen wir öfters in diesen Einöden an Wasser zu leiden hatten, mußten wir

auf Mittel denken, ihm abzuhelfen. Es wurde daher beschlossen, eine Anzahl Schläuche aus Schaffellen zu verfertigen, sie an guten Quellen mit Wasser zu füllen und sie uns von den Ochsen nachtragen zu lassen.

Die Sandwüsten, welche wir durchzogen, wechselten mit einem dürren und felsigen Gebirge ab. In den Thälern, welche es bildete, befand sich aber immer ein hinreichender Vorrath an Gras für unser Vieh, und in den Steinklüften Wasser zur Auffüllung unserer Schläuche. Manches Thier verschmachtete uns jedoch unterwegs und mußte unbenuzt liegen bleiben.

Kameele, welche in dem nördlichen Theil von Afrika in so großer Anzahl vorhanden sind, und die Reisen durch die Wüsten so sehr erleichtern, sieht man nicht in dem südlichen Theil; dagegen wimmeln da in desto größerer Menge die wilden und fleischfressenden Thiere.

Nach einigen Tagen kamen wir in eine außerordentliche wildreiche Gegend. Auf allen Seiten erblikten wir große Heerden von verschiedenen Arten von Antelopen, eine Menge Zebras und unter ihnen nicht wenig Strauße. Die Abwechslung und das Durcheinanderlaufen dieser Thiere war für uns äußerst belustigend. Unsere Hunde verfolgten sie unaufhörlich. Sie kreuzten sich wechselsweise oder vereinigten sich auf einem Haufen, je nachdem die

Hunde sie angriffen. Diese scheinbare Verwirrung unter so verschiedenen Heerden dauerte aber nur einen Augenblik. Die Scene änderte sich schnell, wie eine Theaterdekoration, und alles war sogleich wieder in Ordnung. Kaum hatte ich meine Hunde zurükgerufen, so fand sich jedes einzelne Thier wieder bei seinem Haufen ein, der gemeiniglich in einiger Entfernung stehen blieb.

Gern hätten wir einen Zebra geschossen; in ganz Afrika ist aber vielleicht kein Thier so mißtrauisch scheu und wild, wie dieses. Nie konnten wir eines zum Schuß bekommen, obgleich ganze Heerden um uns herumschwärmten. Bekanntlich ist der Zebra nichts anderes, als eine Art von Esel. Im südlichen Theil von Afrika gibt es drei sehr verschiedene Gattungen davon, nämlich den eigentlichen Zebra, den Quagga und den Esel ohne Streifen und Fleken.

Das eigentliche Zebra hat über den ganzen Körper schöne schwarzbraune, weiß und gelbliche Streifen. Der Quagga ist nicht so schön; er wird mit Unrecht für den weiblichen Zebra gehalten, denn er macht immer eigene Heerden unter sich aus, die sich mit den andern Zebras nicht vermengen. Bisweilen nennt man auch den Quagga das wilde Pferd. — Der Esel ohne Streifen und Fleken ist isabellfarbig.

Gelang es uns nicht, einen Zebra zu schießen, so erlegten wir dafür destomehr Antelopen, welche wir uns so gut schmeken ließen, als unsere Wilden ihre Rhinozerosbraten.

Wir erreichten endlich die Grenzen der Brigudis. Eines Abends erblikten wir in der Ferne einen Kraal, den unsere Begleiter für keinen von ihrem Stamm erkannten. Wir befanden uns jezt, wie die Wilden uns versicherten, in dem Lande der Huswanas, einer kriegerischen und ihren Nachbaren furchtbaren Nation, die größtentheils in ihren öden Gebirgen vom Raube lebt.

Es wurde sogleich Halt gemacht und in Berathschlagung gezogen, was nun zu thun sey, um uns die Freundschaft dieser Völker zu erwerben. Alle waren der Meinung, es würde am besten seyn, wenn wir einige unserer Brigudis mit Geschenken voraus schikten, um uns anzumelden, und die Huswanas unserer Freundschaft zu versichern. Sie sprachen mit diesen beinahe einerlei Sprache, hatten mehrere Tage unter uns gelebt, wußten, wie gut wir uns gegen ihre eigenen Stämme benommen hatten, waren unsere Freunde, und konnten uns also mit Ueberzeugung empfehlen.

Die Brigudis nahmen den Auftrag, den wir ihnen ertheilten, mit Vergnügen an. Wir gaben ihnen ein Beil zum Geschenk für das Oberhaupt

der Horde, einige Messer für andere Vornehme, auch Glaskorallen zum Puz für ihre Weiber mit. Sie selbst nahmen noch die unter ihren Horden üblichen Zeichen des Friedens in die Hand, und verließen uns mit dem Versprechen, bald wieder zurük zu kommen.

Wirklich erschienen sie nach einer Stunde schon wieder, von einigen Huswanas begleitet, die uns zu sich einluden. Die Erzählung, welche sie diesen Leuten von uns machten, und die Wunder, die sie bei uns gesehen hatten, erregten Neugier. Sie wollten uns sehen, und staunten uns eben so sehr an, als die Brigudis. Unsere Gestalt, unsere Farbe, unsere Kleidung, beinahe alles, was sie bei uns zu Gesicht bekamen, war ihnen neu. Die zutrauliche Art aber, womit wir sie bewillkommten, verscheuchte bald alle Schüchternheit. Wir bewirtheten sie auf das beste, mit allem, was wir hatten, ließen uns ruhig von ihnen begaffen, zeigten ihnen, was sie zu sehen verlangten, und beschenkten sie mit mancherlei Kleinigkeiten, die ihnen große Freude machten.

Unser ganzer Troß brach endlich auf und näherte sich dem Kraal, der an dem Ufer eines Baches aufgeschlagen war. Alle Männer hatten sich vor demselben versammelt; die Weiber aber standen in der Ferne auf einer Anhöhe, und waren noch

zu schüchtern, um sogleich heran zu kommen. Sie wollten erst beobachten, was unter uns vorginge. Wir gaben ihren Gatten und Vätern allerlei Beweise unserer Freundschaft, und äußerten, ob wir gleich bewaffnet waren, so wenig Mißtrauen, daß auch sie ganz zutraulich wurden. Die neuen Geschenke an Tabak, Glaskorallen, Nägeln, die wir austheilten; erregten große Freude, noch größere Aufmerksamkeit aber wurde unserer Person zu Theil. Auch die Weiber schlichen jezt immer näher. Die Glaskorallen, die ihnen von ihren Männern gebracht wurden, und an denen sie großes Wohlgefallen zu finden schienen, machten sie kirre: Sie konnten überdem der Neugier, uns in der Nähe zu betrachten, nicht länger widerstehen.

Unsere ganze Gesichtsbildung mußte ihnen sehr komisch vorkommen; denn sie konnten uns nicht ohne Lachen ansehen. Besonders schienen sie sich über unsere Nasen zu mokiren, die nicht platt und eingedrukt waren, wie die ihrigen, und ihnen daher äusserst unförmlich vorkamen. Sie begleiteten ihre Anmerkungen darüber mit Zeichen, aus denen wir abnehmen konnten, daß sie sie für viel zu groß hielten. Die Einfälle, wozu sie ihnen Veranlassung gaben, mochten mitunter sehr wizig seyn, denn sie erregten nicht nur bei den Weibern, sondern auch bei den Männern, oft ein lautes Gelächter. Leztere

faßten sich aber sogleich wieder, und nahmen eine ernsthafte Miene an, um uns nicht zu beleidigen.

Bald verlor sich unter den Huswannischen Damen ihre erste Schüchternheit so sehr, daß einige uns bei dem Arm ergriffen, unsere Kleidung hinaufstreiften, und die weiße Haut betrachteten. Unsere Farbe schien ihnen besser zu gefallen, als unsere Nasen. Sie betasteten uns mit Vergnügen, und zeigten einander nicht ohne Wohlgefallen unsere entblößten Arme. Nach diesen kam die Reihe an die Kleidung, die mit gleicher Aufmerksamkeit gemustert wurde, und großen Beifall zu erhalten schien.

Die Huswanas sind klein, kaum fünf Fuß hoch, und mehr braun als schwarz. Ihr Kopf ist mit kurzen krausen Haaren bewachsen; ihr Gesicht gleicht, von der Seite betrachtet, beinahe dem Profil eines Affen, und die Stirn nimmt mehr als die Hälfte davon ein. Sie haben hohe Bakenknochen und kleine, lebhafte, geistverrathende Augen. Ungeachtet ihrer kurzen Statur sind sie stark, gewandt, unermüdet. Alle ihre Bewegungen verrathen Stolz und Kühnheit. Sie gehen beinahe ganz nakt; nur ein Schakalfell bedekt, um die Lenden herum, ihre Blöse. Die Männer tragen aber auch eine Kriegsmüze, oder eine Art Helm, aus dem Genik einer Hiäne verfertigt, auf dem Kopf, und diese

Kopfbedekung gibt ihnen ein furchtbares Ansehen. Ihr Bette ist nichts als eine Matte, die sie auf dem Boden ausbreiten, und oft die kahle Erde. Sie sind fest abgehärtet gegen die Hize in ihren glühenden Thälern, und gegen die Kälte in ihren hohen Gebirgen, die selbst zwischen den Wendekreisen oft mit Schnee und Eis bedekt sind. Meistens leben sie von dem Ertrag ihrer Jagd, oft aber auch blos von Heuschreken, öfter noch von geraubtem Vieh. Beständig von den angränzenden Völkerstämmen angefeindet, denen sie aus Noth ihre Heerden fortführen, sind sie gezwungen, zwischen unfruchtbaren Bergen Sicherheit zu suchen, wo sie nicht genug Futter für eine hinreichende Menge selbst gezogenes Vieh finden. Ein Paar dürre Kühe sind alles, was sie haben; und ist die Jagd nicht ergiebig, so leiden sie mit ihren Weibern und Kindern den bittersten Hunger.

Wir lagerten uns mit unserer Heerde in die Nähe des Kraals. Die Huswanas leisteten uns bei dem Aufschlagen unserer Gezelte hülfreiche Hand. Sie hatten längst alles Mißtrauen abgelegt, und wir erhielten von dort an täglich von ihnen freundschaftliche Besuche. Es fehlte uns nicht an Schlachtvieh; wir zogen sie daher gern zu unsern Mahlzeiten; und dadurch machten wir sie uns immer mehr zu Freunden.

Unter den Töchtern der Hauswanas war ein Mädchen, das einem unserer Brigudis außerordentlich gefiel. Er wollte sie heirathen: aber der Vater wollte sie ihm umsonst nicht geben. Der Brigudi bot ihm eine Kuh dafür, und nun wurde der Handel richtig. Da aber der Freier nicht sogleich das Thier liefern konnte, so ließ er dem Vater einstweilen sein Taschenmesser zum Pfand, und führte sogleich die Braut nach Hause.

Uns Europäern zam es in dem ersten Augenblik lächerlich vor, daß ein Vater seine Tochter für eine Kuh verkaufte, und ein Schnappmesser für sie zum Unterpfand annahm; allein auf gleiche Art wurden nicht nur in den ältesten Zeiten alle Töchter verhandelt, sondern es ist dieser Gebrauch auch noch zu unsern Zeiten bei sehr vielen Völkerschaften eingeführt. Zwar scheint eine Kuh kein Aequivalent für eine Tochter zu seyn; die Europäer geben ja aber die ihrigen meistens nicht nur ganz umsonst dahin, sondern sie versehen sie auch noch mit einer oft sehr ansehnlichen Aussteuer, damit sie nur angenommen werden. — Bei den Huswanas bewies der geringe Preis, um den das Mädchen ihrem Liebhaber überlassen wurde, die große Armuth dieses Volkes.

Es wäre unbescheiden gewesen, uns lange in der Nähe einer so dürftigen Horde aufzuhalten. Wir dachten daher nach einer kurzen Ruhe um so lieber

auf unsern Aufbruch, da bei einem längeren Verweilen ein großer Theil unserer Heerde hätte geschlachtet und verzehrt werden müssen, und wir kein Mittel vor uns sahen, sie wieder zu ergänzen.

Wir baten einen Theil der Huswanas, uns bis zu der nächsten Völkerschaft der Kabobinquas zu begleiten, so wie wir von den Brigudis zu ihnen waren geleitet worden. Dieß wurde uns mit Vergnügen zugestanden, und nun entließen wir einen Theil der Brigudis freigebig beschenkt, und sezten unsere Reise unter einer zahlreichen Bedekung von Huswanas fort.

XLVIII.

Reise durch die Gebirge der Huswanas. Fürchterlicher Südostwind. Ankunft bei den Kabobinquas. Vortheilhafter Handel mit diesem Volke. Einige Wilde werden durch einen Schuß verwundet. Besorgnisse, die dadurch erregt werden.

So lange wir uns in dem Gebirge befanden, wurden von unsern Huswanas jeden Abend Feuer auf den höchsten Gipfeln der Bergspizen angezündet, welche den befreundeten Stämmen, die sich in der Nähe aufhielten, als Signal dienten. Denn wie leicht hätten sie uns ohne diese Vorsicht für Feinde ansehen und in der Nacht überfallen können!

Nie würden wir ohne den Beistand unserer Führer über diese öden und steilen Gebirge gekommen seyn. Sie liefen voraus, erkletterten die Felsen, späheten nach den bequemsten Wegen, und kamen dann zurük, um sie uns anzuzeigen. Während ein Theil von ihnen uns durch die Hohlwege, Schluchten und Erdfälle brachte, leiteten andere unsere beladenen Ochsen oben über die Berge. An dem Fuß der Felsen hörten wir sie über unsern Köpfen die Thiere antreiben. Aus allen Klüften wiederhallte dieses verwirrte Getöse, das vielleicht hier zum erstenmal die Stille der Einöde unterbrach. Es schrekte die wilden Thiere auf, und wir sahen Schakals, Hyänen, ja selbst Tiger vor uns herfliehen, und sich in ihre Höhlen verbergen. — In der Lage, worin wir uns befanden, getrennt von unserem Vieh und von einem Theil unserer Begleiter, war die Nähe so vieler wilder Thiere sehr beunruhigend. Wir konnten uns nicht zu Hülfe kommen, und hatten das Schlimmste zu befürchten, wenn sie uns angriffen. Dessen ungeachtet erreichten wir glüklich den Ausgang des Gebirges, und weit vor uns her entdekten wir eine schöne, von einem Flusse gewässerte Ebene, die uns und unserem Vieh Erholung versprach.

Wir rasteten hier zwei Tage, und erst am dritten sezten wir unsere Reise weiter fort. Bald aber wurden wir durch ein Ereigniß aufgehalten, das noch

keiner von uns Europäern erlebt hatten. — Kaum hatten wir nämlich das fruchtbare Thal verlassen, so wurden wir in einer sandigen Gegend von einem furchtbaren Südostwind überfallen.

Schon Morgens kündigte dieser Wind sich an, und nahm von einem Augenblik zum andern an Stärke zu. Er führte ganze Wolken von Sand und Kies herbei, die uns blind machten, und uns hinderten, weiter zu gehen. Er brach sich an den hohen Gebirgen in Osten, stürzte sich in dieselben hinein, und wurde dadurch so gewaltig, daß wir nothwendig Halt machen mußten.

Die Ochsen wurden abgeladen; all unser Gepäke mußte auf einen Haufen gelegt und mit großen Steinen bedekt werden, damit der Wind nicht einen Theil davon fortführte. Ein Zelt ließ sich unmöglich aufschlagen; wir waren daher ohne allen Schuz, und es blieb uns nichts übrig, als uns auf die Erde zu sezen oder zu legen, wobei uns aber der Sand in Mund und Augen fiel.

Wie gewöhnlich zündeten wir Abends große Feuer um uns her an; allein da der Wind nicht nachließ, so war das Holz so geschwind verbrannt, daß wir drei Viertheile der Nacht im Finstern zubringen mußten. Wir hatten indessen auf unserm Wege viele Spuren von wilden Thieren wahrgenommen, vor denen wir keinen Augenblik sicher

waren. Vergebens würden wir versucht haben, sie durch Flintenschüße zu verscheuchen, denn das Heulen des Windes war so stark, daß der Knall davon kaum zu hören gewesen wäre.

Voll Unruhe und Angst brachten wir diese Nacht zu, und erwarteten mit Ungeduld den Anbruch des Tages. Doch die Atmosphäre beruhigte sich deswegen nicht. Je höher die Sonne am Horizont stieg, desto stärker wurde der Wind. Zwar schwebte auch nicht eine einzige Wolke am Himmel, aber dennoch war er dunkel durch die Sandwirbel, die einander drängten und über unsern Köpfen weggingen. Was wir jezt erfuhren, war kein Sturm, kein Ungewitter, kein Orkan, sondern ein wirklicher furchtbarer Tiphon, eine fortwüthende Windsbraut, die Bäume entwurzelt haben würde, wenn welche dagestanden wären. Es wühlte der Wind wirbelnd tiefe Höhlen in den Sand, führte ihn weit weg und schüttete ihn wie Regen auf uns nieder. Alles, was wir uns zum Essen zubereiteten, war so voll Sand, daß wir es unmöglich genießen konnten.

Die Besorgnisse, die unser Vieh bei uns erregte, machte unsere Lage noch unerträglicher. Es stand unbeweglich auf einem Haufen zusammen gedrängt, und konnte und wollte nicht fressen. Ueberdem hatten wir um unser Lager her auch nicht einen Tropfen Wasser. Hierdurch wurden wir genö-

thigt, ungeachtet des fortdauernden Sturms, unsern Weg weiter fortzusezen. Unser Gepäke wurde unter dem Sand hervorgezogen, mit dem es überstreut war, und die Ochsen damit beladen. Wider den Wind zu gehen, wäre eine baare Unmöglichkeit gewesen; wir suchten uns daher so zu wenden, daß wir ihn mehr von der Seite bekamen. Von daher stürmte er aber mit solcher Gewalt auf unsere Thiere und auf uns, daß wir immer mehr von unserm Weg abgetrieben wurden, und der Gegend, die wir zu erreichen suchten, beinahe den Rüken kehren mußten. — Dieser furchtbare Südostwind ist eine der Hauptursachen, warum so viele Gegenden in Afrika unbewohnbar sind, und insbesondere auch ganze Gebirge beinahe gar keine Vegetation haben.

Endlich legte sich gegen Abend der Wind. Die Luft wurde still und wir hatten eine ruhige Nacht. Diese Erholung war für uns ein großes Glück. Sie rettete unsern Heerden das Leben.

Den folgenden Morgen traten wir noch vor Tagesanbruch unsern Weg zu den Kabobinquas an, und erreichten Abends glücklich einen Kraal derselben.

Die Huswanas, welche die Sprache dieses Völkchens sprachen, mußten uns anmelden, und wir wurden ganz freundlich von ih[illegible]genommen.

Wir fanden hier, was wir bei den Huswanas vermißten, schönes Vieh in Menge, und Weide für das unsrige. Der Schmuk der Kabobinquas machte uns Hofnung, daß wir hier mit unsern Korallen einen einträglichen Handel würden treffen können. Sie trugen nämlich an Armen und Beinen allerlei kupferne Zierrathen und viel minder schöne Korallen als die unsrigen, die sie von Zeit zu Zeit von schwarzen, diebischen, ihnen unbekannten Kaufleuten erhandelten, mit denen sie sich öfters herumschlagen mußten, weil sie ihnen noch viel mehr stahlen, als sie kauften. Wirklich fanden unsere Waaren so viel Beifall, daß wir, beinahe für nichts, zwanzig der schönsten Ochsen erstanden. Drei der vorzüglichsten erhandelte ich für ein Feuerzeug, etwas Tabak, einige Reihen Glaskorallen, zwei messingene Armbänder und einige Nägel von dem Befehlshaber der Horde, der mit dem Kauf sehr wohl zufrieden war. Gleich am folgenden Morgen gereuete ihn aber schon wieder der Handel, weil er etwas bei mir sah, das ihm viel besser behagte.

Er besuchte mich nämlich eben zur Zeit, da ich mir den Bart abnahm. Das schäumende Wasser, womit ich mir das halbe Gesicht weiß einseifte, erregte Verwunderung bei ihm, und er konnte nicht begreifen, was das zu bedeuten hätte. Noch viel weiter öffnete er aber die Augen, als ich das Rasier-

messer ansezte, und der Bart von allen Stellen, welche ich damit berührte, so rein verschwand, als wäre er nie da gewesen. Dieses Wunder sezte ihn in ein Erstaunen, das sich kaum begreifen läßt.

Um es ihm noch auffallender zu machen, faßte ich den Mantel des Befehlshabers, der aus einem Thierfell bestand, bei einem Zipfel und schor in wenigen Augenblicken eine Hand breit davon weg.

Der Wilde hatte mehr Verstand und Fassungskraft, als die andern seines gleichen. Gleich auf den ersten Blik bemerkte er den unschäzbaren Vortheil, den er von einem Scheermesser haben, und wie sehr es ihm die Arbeit abkürzen würde, wenn er einen Sommermantel von den Haaren rein machen wollte. Zuerst bezeugte er durch mehrere ausdrucksvolle Geberden sein Erstaunen über ein so wunderbares Instrument, dann deutete er mir, ohne viel Worte zu verlieren, durch eben so bedeutende Zeichen an, daß er das Messer zu besizen wünschte. Seine Pantomime war sprechend. Er gab mir zu verstehen, daß die Armbänder, der Tabak und was er sonst für seine Ochsen von mir bekommen hatte, ihm jezt mißfiele, und daß er mir für das Scheermesser alles wieder zurük geben wollte.

Der neue Handel, auf den er antrug, war nachtheilig für ihn. Ich wußte wohl, daß das Scheermesser, wenn er das sehr harte Haar auf einem aus-

gedorrten Felle damit abrasiren wollte, in kurzer Zeit verdorben seyn würde: wie konnte ich ihm das aber begreiflich machen? Schon sagte er voll Ungeduld zu einem seiner Kameraden, er möchte nach seiner Hütte gehen, und alles abholen, was er mir zurük geben wollte. Ich war willens, ihm das Scheermesser, und die Seife noch obendrein, zu überlassen; aber mitten unter meiner Bemühung, mich ihm verständlich zu machen, wurde nahe bei uns eine Flinte abgeschossen, und in demselben Augenblike hörten wir auch ein klägliches Geschrei.

Ich sprang eiligst aus meinem Zelt, um nachzusehen, was das zu bedeuten habe, und nun sah ich einen Kabobinqua, der, so schnell er konnte, vor einem unserer Leute davon lief, indeß ungefähr hundert Schritte weiter drei Männer jämmerlich schrien, und ein kleines Mädchen vor ihnen auf dem Boden lag.

Der Knall der Flinte und das Geheul der drei Männer verbreitete allgemeines Schreken in der Horde. Schon wurde über Verrätherei geschrien und zu den Waffen gegriffen. Wir standen in Gefahr, alle ermordet zu werden, oder wir mußten selbst zu morden anfangen. Unsere Lage war um desto kritischer, da weder wir noch sonst andere im Kraal wußten, was die Veranlassung des Lärms war.

In dieser Verlegenheit nahm ich den Befehlshaber bei der Hand und ging mit ihm auf die Horde zu. Mit sichtbarem Schreken im Gesicht und Thränen in den Augen sprach er sehr lebhaft mit mir. Er glaubte in eine Schlinge gefallen zu seyn, beklagte sich über mich, und beschuldigte meine Leute der Verrätherei; indeß ging er doch ohne Anstand mit mir.

Da ich unbewafnet an seiner Hand kam, so wurde ich ohne Mißtrauen aufgenommen, und meine Gegenwart schien die Ruhe einigermassen wieder herzustellen. Ein Theil unserer Leute, die mich nach dem Kraal gehen sahen, folgten mir sogleich, um mich zu beschüzen, und ihre zunehmende Menge machte Eindruk auf die Bewohner. Endlich erfuhren wir die Veranlassung des Tumultes.

Ein Kabobinqua war nämlich einem unserer Leute begegnet, der von der Jagd zurükkam, und hatte ihn gebeten, ihm seine Flinte zu zeigen. Sie war gespannt. Der Wilde griff sie unvorsichtig an und der Schuß ging loß. Erschroken über den unvermutheten Knall warf er die Flinte aus der Hand, und lief aus Leibeskräften davon.

Unglüklicher Weise befanden sich etwa hundert Schritte weit davon in der Richtung des Schusses drei Männer von der Horde und ein kleines Mädchen. Diese bekam einen Schrot in die Bake, die

andern aber einige in die Beine und Lenden. Der Urheber der ganzen Verwirrung erzählte den Vorgang selbst und bekannte seine Schuld; jederman wurde auch sogleich ruhig.

Nun mußte vor allen Dingen der Zustand der Verwundeten untersucht und ihnen Hülfe geleistet werden. Wir begegneten dem Mädchen, das weinend nach Haus ging. Ihr großer Jammer rührte, wie gesagt, von einem einzigen Schrot her, das in die Bake gegangen war. Es saß aber so wenig tief, daß ich es ohne Mühe mit dem Finger heraus drükte. Die drei Männer aber wälzten sich auf der Erde, heulten schreklich und schienen ganz trostlos. — Niemand von uns konnte begreifen, warum Leute, die doch der Schmerzen gewohnt waren, sich wegen einiger leichter Wunden, worüber kaum ein Knabe geweint haben würde, so ungebärtig anstellten. Endlich aber erfuhren wir die Ursache. Diese Wilden pflegten nämlich ihre Pfeile zu vergiften, und bildeten sich ein, auch wir seyen gewohnt, unser Blei in Gift zu tauchen. Sie glaubten daher tödtlich verwundet zu seyn, und erwarteten jeden Augenblik ihren Tod. Nur mit vieler Mühe gelang es uns am Ende, ihnen begreiflich zu machen, daß sie nichts zu besorgen hätten. Die Verwundeten wurden nun ruhig, und als man sah, daß sie, wie gewöhnlich, umher giengen, und sich wohl befanden,

scherzte man über den Vorfall, und er hatte keine andere Folge, als daß alle eine große Furcht vor den Flinten bekamen, und niemand es mehr wagte, eine anzurühren.

Abends, als unsere Feuer angezündet waren, kam die ganze Horde, sezte sich um uns her in einen Kreis, und ein Theil davon vertrieb sich die Zeit mit Tanzen. Man unterhielt sich lärmend über den Vorfall am Morgen, und dieses Getöse belustigte uns nicht wenig. Das einzige Wort, das wir von allen aussprechen hörten und verstanden, war Kahbuhp. So nannten nämlich meine Brigudis und die Huswana die Flinte, und dieses Wort hatten alle Wilde angenommen. Einige von den Kabobinquas ahmten mit ihrer Stimme den Knall der Kahbuhp nach, noch andere stellten sich so wie der Jäger, wenn er zielt; kurz, jeder machte seine Pantomime. Dieser lustige Auftritt dauerte die ganze Nacht fort, und so endigte sich recht vergnügt ein Tag, der anfangs blutig zu werden drohte.

XLIX.

Schilderung der Kabobinquas. Büffelheerden an ausgetrokneten Flüssen. Ankunft bei den Koraquas. Schilderung dieser Horden.

Wir befanden uns unter den Kabobinquas, bei einem schönen, völlig schwarzen Volksstamm.

stamm. Die Männer waren meistens groß und ansehnlich gewachsen, die Weiber beinahe alle hübsch. Sie hatten die kurzen krausen Haare der Neger, aber nicht ihre eingedrükte Nase; auch nicht das hohe Bakenbein der Hottentoten, die wir in der Folge kennen lernten. Beide Geschlechter waren tattuirt, das heißt, mit allerlei in die Haut gestochenen Figuren gezeichnet; die Männer allein hatten aber solche Figuren in dem Gesicht. Leztere gingen auch beinahe ganz nackt, und trugen nur einen Gürtel um die Lenden; die Bedeckung der Weiber reichte aber bis auf die halben Schenkel herab, und sie trugen noch überdem eine Art Kamisol, das unter den Achseln durchging und auf der Brust zusammen gebunden wurde. Bei kühler Witterung warfen auch beide Geschlechter einen langen Mantel um. Ihr Kopfpuz bestand in kupfernen Knöpfen, womit sie die Haare schmükten. Auch puzten sich die Weiber mit Arm- und Halsbändern von Korallen.

Die Waffen der Kabobinquas bestehen in vergifteten Pfeilen, und einem Speer mit einer langen Spize. In Gefechten haben sie zur Vertheidigung Schilde von diken Thierhäuten, die den Pfeilen undurchdringlich sind.

Das Gift, womit sie ihre Pfeile vergiften, bereiten sie aus einer Art kleiner Raupen, die sich auf einer Giftpflanze zwischen den Felsen aufhalten. Sie

sammeln diese Insekten ein, wenn sie nahe an dem Verpuppen sind, und füllen kleine lederne Säke damit an. Hier läßt man sie absterben und vergähren. Auf solche Art entsteht daraus ein diker, schwarzer, sehr giftiger Saft, in welchen die Spizen der Pfeile eingetaucht werden. Durch die Gährung wird die Wirksamkeit des Giftes noch um viel vermehrt; denn die Feuchtigkeit, welche das lebendige Insekt enthält, ist bei weitem nicht so gefährlich, und innerlich genossen ist es auch gegohren ganz unschädlich. Es können daher Vögel solche Raupen fressen, ohne davon zu sterben. — Ausser den Raupen wird von den Wilden auch zur Vergiftung der Pfeile Schlangengift gebraucht, welches aber bei weitem nicht so wirksam ist, als das Raupengift.

Die Lebensart der Kabobinquas ist das nomadische oder Hirtenleben. Sie durchziehen mit ihren Heerden die weiten afrikanischen Ebenen, verweilen, wo sie Futter für ihr Vieh finden, und sezen ihren Stab weiter fort, sobald die Weiden nicht mehr ergiebig genug sind. Sie bewiesen sich äußerst gastfrei gegen uns, so lange wir unter ihnen verweilten, versorgten uns jeden Tag reichlich mit Milch, und bewirtheten uns nicht nur mit dem Fleisch ihrer Thiere, sondern beschenkten uns auch mit einer Menge lebendiger Ziegen, Schafe und Lämmer. Hierzu kamen dann noch die vielen Thiere, welche wir von

ihnen eingetauscht hatten, und so trieben wir bei unserm Abzug eine zahlreiche Heerde vor uns her, die uns lange vor Mangel schüzte.

Wir verließen ungern diesen gastfreien und freundschaftlichen Volksstamm, und beschenkten beim Abschiede unsere Wirthe noch mit einer Menge Kleinigkeiten, die großen Werth für sie hatten. Auf unser Verlangen begleitete uns wieder eine Anzahl rüstiger Männer durch das Land der Koraquas zu den Groß-Namaquas, und wir traten unter ihrer Leitung wohlgemuth unsere Reise an.

Wir hatten von der glühenden Hize in dieser Gegend abermals viel zu leiden. Die Sonne verbrannte uns die Köpfe, der heiße Sand die Füße; der Schweiß ergoß sich stromweise über unsern Körper, wir waren ganz ausgetroknet, und das warme Wasser, welches wir in Schläuchen mit uns führten, vermochte nicht unsern Durst zu löschen.

Unsere Wegweiser versicherten, daß wir gegen Abend an dem Ufer eines Flusses anlangen und dort Labung finden würden. Wir erreichten glüklich seine Ufer, aber das Bette war ohne Wasser, und von mehr als hundert Büffeln besezt, die, von unsern Hunden aufgejagt, nach der entgegengesezten Seite flohen.

Immer ist es ein schlimmes Zeichen, wenn man während der Dürre diese Thiere in den Wüsten

antrifft; denn da sie in großen Heerden leben, und sich immer in den Betten der Flüsse aufhalten, so verzehren sie sehr bald den zurükgebliebenen kleinen Wasservorrath. Wirklich fanden wir hier auch nicht einen Tropfen.

Wir ruheten nur kurze Zeit aus und folgten sogleich der Spur der Thiere, theils damit sie nicht Zeit haben möchten, auch die übrigen Wasserbehältnisse auszuleeren, theils weil wir Lust hatten, einige zu schießen. Wirklich holten wir sie nach einigen Stunden an dem Ufer des Flusses wieder ein. Das Gesträuch, wodurch sie sich hier und dort drängen mußten, hatte sie etwas aufgehalten, und verbarg uns vor ihnen. Wir konnten ihnen daher mit unsern Hunden näher kommen und einige davon zu schießen. Es waren ungeheuer große und dike Thiere, wie mir vorher noch keine vorgekommen waren. Die einbrechende Nacht erlaubte nicht, sie noch heute zu zerlegen; es wurde diese Arbeit bis auf den morgenden Tag verschoben, und wir lagerten uns inzwischen an dem Flußbette, wo wir zum Glük auch in einigen Vertiefungen hinlänglichen Wasservorrath fanden.

So wie es hell wurde, machte ein Theil unserer Leute sich an das Geschäfte. Ein anderer Theil wurde mit den Kabobinquas abgeordnet, uns bei den Koraquas anzumelden, und sie einzuladen, den Ertrag unserer Jagd mit uns zu theilen.

Nachmittags kamen gegen dreißig Koraquas, theils Männer, theils Weiber. Sie blieben die Nacht über bei uns und führten uns am folgenden Morgen durch eine dürre Ebene zu ihrer Horde.

In dem Kraal der Koraquas kam uns zu unserer nicht geringen Verwunderung ein großer Mann mit einer europäischen Grenadiersmüze geschmükt entgegen. Er war der Anführer der Horde. Sein Kers oder Kamisol war mit einigen Reihen Glaskorallen, und sein Gürtel mit Glasperlen besezt. Ein messingenes Schloß hing an seinem Hals, und Armspangen von gleichem Metall schmükten seine Arme. Wir erfuhren, daß er alles einem europäischen Reisenden verdankte, der ihn mit diesen Kostbarkeiten beschenkt hatte. Der ganze Kraal that sich nicht wenig darauf zu gut, und labte sich an der Verwunderung, die dieß alles bei uns erregte.

Wir athmeten freier und froher, als wir hörten, daß wir uns an einem Ort befanden, wo schon vor uns Europäer gewesen waren. Wir glaubten, unter Bekannten, unter Freunden zu seyn. Der Reisende, von dem der Koraquas so reichlich war beschenkt worden, war aus der Kapstadt hieher gekommen, die das Ziel unserer Reise war: Auch wir hatten daher gegründete Hoffnung, dieselbe glüklich zu erreichen.

Die Koraquas sind, wie die Kabobinquas, große ansehnliche Leute, und beinahe eben so schwarz wie sie. Ihre Kleidung besteht aus Hyänen- und Schakalsfellen, denn die Büffel- und Giraffenhäute werden von ihnen nur zum Deken ihrer Hütten gebraucht. Sie besizen zahlreiche Heerden Ochsen, Kühe und Ziegen, und wir hätten für Eisenwaaren eine Menge schöner Thiere eintauschen können, wenn wir nicht bereits mehr besessen hätten, als wir brauchten. So reich sie aber an Vieh sind, so arm sind sie in der trokenen Jahreszeit an Wasser. Sie würden in ihrem dürren Lande verschmachten, wenn sie nicht eine Art Cisternen oder Brunnen grüben, in welchen sich das Regenwasser sammelt.

Da diese Brunnen immer wenig Wasser haben, und man also desto mehr darauf zu sehen hat, so verwehrt man allen lebendigen Geschöpfen, sogar den Vögeln, den Zugang. In dieser Absicht werden die Oeffnungen mit Zweigen und Steinen zugedekt, so daß es unmöglich ist, die Brunnen zu finden, wenn man sie nicht schon kennt. Täglich wird nur so viel Wasser aus denselben geschöpft, als zu dem Verbrauch der Menschen nöthig ist, und in Gefäßen aus Büffel- und Giraffenhäuten aufbewahrt. Mit den köstlichsten Getränken geht man bei uns nicht sparsamer um, als die Bewohner jener dürren Gegenden mit dem Wasser.

Die Koraquas tatuiren oder punktiren sich wie die Kabobinquas, und salben noch überdieß ihren ganzen Körper mit Fett ein, worunter sie allerlei Farben mischen. Sie gewähren daher einen ziemlich ekelhaften Anblik.

Während unsers Aufenthalts unter dieser Horde, sahen wir regelmäßig ganze Wolken von Kranichen und Papageien, die über unsern Köpfen nach dem Kafferlande hinzogen. Sie flogen aber in einer solchen Höhe, daß wir sie mit unserm Schießgewehr nicht erreichen konnten.

Wir blieben nur kurze Zeit bei den Koraquas. Wir eilten dem Lande der Groß-Namaquas entgegen, welche das rechte Ufer des Oranjestroms bewohnen, wo dann bereits die Hälfte unserer Reise zurük gelegt war.

Nach den Beschwerlichkeiten aller Art, womit die Züge durch Afrika begleitet sind, langten wir endlich unter diesem feigen und phlegmatischen Volke an.

L.

Aufenthalt unter den Groß-Namaquas. Charakter dieses Volkes. Sie erreichen den Oranje-Strom. Ihr Vieh wird ihnen von den Buschmännern weggetrieben. Sie sezen ihnen nach.

Die Groß-Namaquas sind von ziemlich hohem Wuchs und ansehnlich von Person; wenige sind unter fünf und einen halben Fuß hoch; aber ihre kleinen Knochen, ihr kränkliches Ansehen, ihre hagere Gestalt und ihre dünnen spindelartigen Beine sind Zeugen ihrer Schwäche, und erklären ihre Furcht vor streitbareren und rüstigereren Nationen, wie zum Beispiel die Huswanas. Hierzu kommt dann noch ihre kalte, ausdrukslose, phlegmatische Physionomie, die eine eben so schwache Seele verräth.

Von ganz anderem Temperament sind hingegen ihre Weiber. Immer heiter, immer lebhaft und lustig, lachen und scherzen sie den lieben langen Tag. Sie sind ihren Vätern, Männern und Brüdern so ganz unähnlich, daß sich gar nicht begreifen läßt, wie so lustige Geschöpfe die Gattinnen und Töchter so unempfindlicher Klöze seyn können.

Beide Geschlechter gehen größtentheils unbekleidet. Nur um die Lenden haben sie eine Bedekung, und bei schlechter Witterung tragen sie über die Schultern einen langen Mantel von Hyänen- und

Schakalsfellen, wenn sie dergleichen bekommen können. Ihr Schmuk besteht aus Glaskorallen und Kupferblechen. Ihre Haare überstreichen sie mit einer sehr diken Lage Fett, das mit Staub von mancherlei wohlriechendem Holze vermischt ist. Sie punktiren (tattuiren) sich auch auf Gesicht, Arme und Leib allerlei Figuren. Ihre Waffen bestehen in einem Spies, einem Bogen und vergifteten Pfeilen, womit sie — ob sie gleich nicht kriegerisch sind — sehr gut umzugehen wissen. Ihr Schild ist so hoch als sie selbst, und sie können sich ganz dahinter verbergen.

Bei all ihrer Kälte fehlt es ihnen doch nicht ganz an Sinn für gesellschaftliche Freuden. Wir hatten unser Lager in der Nähe ihres Kraals aufgeschlagen. Jeden Abend, wenn man die Feuer um dasselbe angezündet hatte, kamen dreißig bis vierzig Personen, theils Männer, theils Weiber, die sich unter unsere Leute mischten, und sich in einen Kreis um die Feuer sezten. Da wurde nun eine Zeitlang ein tiefes Stillschweigen beobachtet; endlich aber nahm einer das Wort, erzählte eine Geschichte und sprach ganze Stunden lang. Von Zeit zu Zeit wurde der Erzähler von den Weibern durch ein unmäßiges Lachen aus vollem Halse unterbrochen; die Männer aber nahmen nicht den geringsten Antheil an diesem lustigen Wesen, sondern sprachen ganz ernst-

haft über das, was sie gehört hatten. Wir unsers Theils lachten, weil das Lachen einmal ansteckend ist, herzlich mit den Weibern, ohne sie zu verstehen, und dies fanden die lustigen Geschöpfe so spaßhaft, daß sie immer lauter wurden, und sich am Ende ganz außer Athem lachten. Unsere Fröhlichkeit gefiel ihnen so sehr, als uns die ihrige, bald wurden wir die besten Freunde.

Wir wurden durch sie mit Milch versorgt, und theilten dagegen mit ihnen den Ertrag unserer Jagd. Die Thiere, welche wir zu unserm Unterhalt schlachteten, wurden ganz leicht durch andere ersezt, die wir von ihnen eintauschten. Wir hätten hier, ohne Noth zu leiden, Monathe lang verweilen können; wir strebten aber dem Oranjefluß entgegen, und hielten uns also nur so lange auf, als es zu unserer Erholung nöthig war.

Die ganze Horde begleitete uns von einem Nachtlager zum andern, bis wir endlich das Land der Kaminuquas und den so lange gewünschten Strom erreichten.

Schon mußte in den nördlichen Theilen des Landes, wo der Fluß entspringt, die Regenzeit angefangen haben, denn er war außerordentlich angelaufen. Er strömte über die Ufer, und führte eine Menge ganzer, mit der Wurzel ausgerissener Bäume mit sich fort. An mehrern Stellen der Ebene

bildete er sogar große Seen. Viele Bäume standen so tief unter Wasser, daß nur noch die Wipfel und einige Zweige zu sehen waren.

Dieses Schauspiel, eines der erhabensten, die mir in Afrika vorgekommen sind, würde sehr anziehend für mich und viele meiner Begleiter gewesen seyn, wenn es nicht unsern Uebergang erschwert hätte.

Wir mußten Halt machen und erst einen Floß bauen, um uns und unsere Waaren überzusezen. Dadurch wurden nun zwar einige Tage verloren; wir erreichten aber am Ende glüklich das andere Ufer.

Eine neue Schwierigkeit zeigte sich jedoch mit unserm Vieh. Wir hatten gehofft, es würde willig, wie bisher, über die Flüsse schwimmen; allein wir irrten uns: der Oranjestrom war zu breit und zu reissend, es wollten sich nur einige der stärksten Ochsen über denselben wagen, und alle unsere Bemühungen, auch die andern dazu zu zwingen, waren vergeblich. Wir mußten uns entschließen, sie für diese Nacht unter der Aufsicht einiger unser Leute jenseits des Stroms zu lassen; den folgenden Tag wollten wir dann suchen, sie zum Uebergang auf eine Insel in der Mitte des Stroms zu bewegen, und wir hofften, es würde uns das gelingen, weil auf den beiden Seiten derselben der Fluß viel weniger breit war.

Wir schliefen Morgens noch ganz ruhig, als wir hastig von unsern Leuten aus dem Schlaf gewekt wurden. Sie forderten uns auf, schnell aufzustehen, denn unsere ganze Heerde sey fort. Die Wächter waren in der Nacht eingeschlafen und hatten die Feuer ausgehen lassen. Buschmänner, das heißt: diebische Hottentoten und anderes Raubgesindel, hatten ihren Schlaf benuzt und alles Vieh weggetrieben. Einer von den Schläfern, der von ungefähr aufwachte, hatte den Diebstahl bemerkt und die andern aufgewekt. Sie eilten sämtlich den Räubern nach und suchten ihnen ihren Raub abzujagen; diese aber waren so zahlreich, und ihr Nachtrab schoß eine solche Menge Pfeile auf unsere Leute ab, daß sie, ohne ihren Zwek zu erreichen, wieder umkehren mußten. Nur drei verwundete Ochsen, die nicht weiter fortkommen konnten, führten sie wieder mit zurük; alles übrige Vieh war verloren.

Wir machten uns sogleich fertig, dem Raubgesindel nachzusezen. Es wurden in der Geschwindigkeit einige Schafe geschlachtet, die auf dem Floß übergesezt worden waren, und einer unserer rüstigsten Ochsen damit beladen. Ein anderer Stier mußte ein Zelt und einen Vorrath Pulver und Blei nebst andern Bedürfnissen tragen. Es waren unser ohngefähr zwanzig, und der Lieutenant William stand an unserer Spize.

Wir ließen uns sämtlich auf dem Floß über den Fluß sezen. In dem Weg, den wir zu nehmen hatten, konnten wir uns nicht irren, denn er war durch die Fußtapfen der Räuber deutlich genug bezeichnet. — Die Spur führte uns in die Nähe einer Horde Kaminuquas. Ganz natürlich regte sich in uns der Gedanke, daß dort unsere Diebe zu finden seyn würden: wir gingen also auf dieselben los. Sobald wir aber zu ihnen kamen, sahen wir an der Heiterkeit in allen Gesichtern, und an der Freundschaft, womit wir empfangen wurden, daß unser Verdacht völlig ungegründet war.

Glüklicher Weise konnte man uns hier von unserm Vieh Nachricht geben. Einer von den Wilden hatte es am vorigen Abend von einer ziemlich starken Anzahl Leute vorbeitreiben sehen. Sie schienen ihren Weg nach dem Fluß zu nehmen, und es war zu vermuthen, daß sie auf der andern Seite desselben wohnten. Zwei wohlgesinnte Personen boten sich uns zu Führern an, und ihr Anerbieten wurde angenommen.

Wir ließen hier unsere zwei ganz abgematteten Ochsen zurük; mietheten uns zwei andere, kauften auch noch zwei Schafe und machten uns dann wieder auf den Weg.

Bald waren wir von neuem auf der Spur. Sie führte uns geradezu nach dem Oranjefluß, und

endigte sich da. Die Räuber waren also mit ihrer Beute über den Strom gegangen. Es schien dieß gar nicht zweifelhaft, um uns aber ganz davon zu überzeugen, schwammen unsere beiden Wegweiser hinüber und versicherten sich völlig davon.

Auch wir sezten am folgenden Morgen über den Strom; denn wir hatten absichtlich zu unsern Begleitern lauter geübte Schwimmer gewählt. Glüklich erreichten wir sämtlich das andere Ufer; wie es aber die Räuber angefangen hatten, das Vieh, das sich vorher so widerspenstig bezeugte, hinüber zu bringen, war uns unbegreiflich.

Wir folgten aufs neue der Spur sechs Stunden lang; unversehens führte sie uns wieder an das Ufer des Flusses und verlor sich da.

Wir standen wie versteinert. Zum zweitenmal mußten wir also über den reissenden Strom nach dem Ufer, das wir ohne Noth verlassen hatten. Wir bequemten uns ungerne dazu; allein was war zu machen? Unsere Heerde mußte durchaus entdekt werden, sie mochte seyn wo sie wollte. Wir sezten also muthig über den Strom und verfolgten die Spur, die uns einige Stunden weit links, dann aber mit einem großen Umweg auf einmal wieder an den Oranjefluß führte.

So mußten wir uns dann entschließen, nach einem dreitägigen Herumirren zum drittenmal über

den breiten Strom zu schwimmen. Um uns zu hintergehen und irre zu machen, waren die Räuber mit boshafter und gut ersonnener List selbst dreimal hinüber und herüber gegangen. Am Ende fand sich, daß ihr Aufenthalt nicht weiter als achtzehn bis zwanzig Stund von unserem Lager und auf demselben Ufer des Flusses war. Wer konnte das aber ahnden?

Wir folgten der wiedergefundenen Spur unserer Thiere. Nach vier Stunden kamen wir an einen Fußsteig. Wir zweifelten nicht länger, daß wir in der nächsten Horde, welcher uns der Weg zuführte, unsere Räuber finden würden.

Da es nicht rathsam gewesen wäre, am hellen Tage weiter vorzurüken und uns ganz offen mit unserer wenigen Mannschaft zu zeigen, so wurde beschlossen, die Nacht zu erwarten.

Um zwei Uhr Morgens brachen wir in der größten Stille auf. Bald sahen wir den Schein von mehrern Feuern, und als wir näher kamen, hörten wir ein lautes Singen, Freudengeschrei und unmäßiges Lachen. Die Räuber machten sich lustig, freuten sich ihrer Beute und schwelgten auf unsere Kosten.

LI.

Gefecht mit den Räubern. Sie erkämpfen sich ihr Vieh wieder.

Das Getümmel dieser Rotte kam uns ganz wohl zu statten; denn jezt, da wir derselben schon ganz nahe waren, fingen unsere Hunde an, so stark zu heulen, daß wir ihnen Maulkörbe vorlegen mußten. Nur der schrekliche Lärm machte, daß wir nicht durch ihr Geheul verrathen wurden.

Wir waren nun also zum erstenmale in Krieg mit einer wilden Horde. Wir beschlossen, ihrer überlegenen Zahl europäische Kunst= und Feuergewehre entgegen zu sezen.

Wir verschanzten uns bis gegen Tagesanbruch hinter einem diken Gesträuche. Das Gebüsch war groß genug, daß wir alle sicher in demselben stehen konnten. Wir bogen die Zweige, die uns hinderten, auf die Seite, und machten uns so eine Art von Schießscharte, durch welche wir zielen wollten.

Stumm und geduldig erwarteten wir den Augenblik zum Angriff. Die lärmende Freude verminderte sich nach und nach im Kraal; alle wurden müde; sie legten sich nach und nach in ihre Hütten schlafen, und das Getöse hörte am Ende ganz auf.

Endlich brach der lang erwartete Tag an. Jezt zeigte sichs aber, daß wir die Entfernung vom Kraal unrichtig geschäzt hatten. Wir befanden uns noch zu weit

weit von demselben, und unsere Feuergewehre reichten nicht bis an die Hütten. Wir mußten also unsern Posten verlassen und weiter vorwärts gehen. Dieß geschah. Unsere Ochsen ließen wir aber unter der Aufsicht der Führer in dem Gebüsche zurük.

Wir wußten zuverläßig, daß alles in tiefem Schlafe lag; wir gingen also muthig vorwärts, und nahmen unsern Posten in der Weite eines Flintenschusses der Horde gerade gegenüber. Der Kraal war beträchtlich; er schien dreißig bis vierzig Hütten zu haben. Sie standen auf dem Abhang eines Hügels, hinter dem sich mehrere hohe Berge wie ein Amphitheater erhoben.

Alle unsere Flinten waren geladen, weil wir diese Vorsichtsmasregel für nothwendig hielten; wir hatten aber nicht die Absicht, die Feindseligkeiten sogleich mit Blutvergießen anzufangen. Wir wollten die Räuber nur in Schreken sezen, und sie durch einen plözlichen Ueberfall zur Flucht nöthigen. Es wurde daher beschlossen, blos in die Luft zu schießen, und ohne Noth auf niemand zu zielen.

Zur Eröffnung des Angriffes schoß Lieutenant William seine große Kugelbüchse ab, deren Knall von dem Echo in den Gebürgen furchtbar wiederholt wurde. Wir erwarteten, daß bei diesem Donner die ganze Horde entfliehen würde, und unsere Leute machten Anstalt, das allgemeine Schreken durch eine Salve

aus ihren Flinten noch mehr zu vermehren; zu unserm großen Erstaunen kam aber niemand zum Vorschein. Vergebens knallte zu wiederholtenmalen das Pelotonfeuer, alles blieb ruhig, und wir wußten nicht, was wir davon denken sollten.

Die Ruhe war aber nur scheinbar. Während außerhalb alles Schlaf und Frieden ankündigte, war innerhalb der Hütten Schreken und Verwirrung. Listig zeigte sich keiner von ihnen, ehe sie alle in Vertheidigungsstand waren. Vermuthlich hatten sie in solchen Fällen ein Signal, wodurch sie einander Nachricht gaben.

Kaum waren sie bewafnet, so traten in einem Augenblik und ganz auf einmal alle aus ihren Hütten hervor, gingen auf uns los, stießen ein schrekliches Geheul aus und schoßen eine ganze Wolke von Pfeilen auf uns ab, die uns aber in einer solchen Entfernung nicht erreichen konnten. Wir beantworteten ihren Angriff mit unsern Flinten, aber immer noch schossen wir über die Hütten weg.

Da die Wilden sahen, daß keiner von ihnen verwundet wurde, so bildeten sie sich vermuthlich ein, unser Feuergewehr könnte sie nicht erreichen. Alle zogen sich nunmehr zusammen und gingen uns wüthend zu Leibe. Wir erwarteten sie festen Fußes, und achteten nicht ihre Pfeile, bis dieselben endlich hart vor unsern Füßen niederfielen.

Nun glaubten wir, es sey Schonung nicht länger anwendbar. Es wurde Befehl ertheilt, ihnen auf den Pelz zu schießen, und sie fest auf das Korn zu nehmen. Nun folgte Schuß auf Schuß bei uns. In einer so großen Nähe wurde beinahe kein Mann verfehlt, es stürzte einer nach dem andern; allgemeiner Schreken verbreitete sich unter ihnen; in einigen Minuten zerstreute sich der ganze Haufe und entfloh mit einem wilden Geheul, das nicht mehr, wie das erste, Muth und Kampflust ausdrükte, sondern ein Geschrei der Verzweifelung war.

Indessen vereinigten sie sich gar bald wieder auf der Anhöhe hinter dem Kraal. Sie trieben in der Eile unser Vieh zusammen, das zerstreut hier weidete, und verschwanden mit demselben. Schon früher, während des Gefechtes, hatten ihre Weiber und Kinder sich zurük gezogen, und bald sahen wir keine Spur mehr von einem Feinde.

Zum zweitenmale waren uns also unsere Thiere geraubt, und alle unsere Mühe und erduldeten Beschwerlichkeiten waren umsonst Wollten wir nicht ganz unverrichteter Sache wieder umkehren, so war kein Augenblik zu verlieren; denn ließen wir den Räubern Zeit, die Bergschluchten zu erreichen, so wareu die Ochsen unwiderbringlich verloren.

Ein Theil unserer Leute wurde abgeordnet, die Heerde und ihre Treiber auf der einen Seite

abzuschneiden; ein anderer Theil umging sie auf der andern.

Bald wurden wir gewahr, daß die Wilden jenseits des Hügels einer Ebene zueilten, auf welcher sich ein Gebüsche befand. Als sie uns erblikten, verdoppelten sie ihre Eile und verschwanden aufs neue. Die Viehtreiber konnten ihnen aber auf den holperigen und abschüssigen Wegen mit der Heerde nicht eben so geschwind nachkommen: Als diese sich daher beinahe von uns umrungen sahen, liefen sie, so schnell sie konnten, ihren Kameraden nach, und ließen die Thiere zurük. — Noch wurde ihre Flucht durch den Umstand befördert, daß die eine Partie unserer Schüzen ihnen schon so nahe auf den Leib gerukt war, daß sie auf einen von ihnen schießen und ihn zu Boden streken konnte.

Wir hatten also unser Vieh wieder, und es wurde sogleich zurük nach dem Kraal getrieben. Um die Bewegungen der Feinde zu beobachten, und uns vor einem Ueberfall zu sichern, wurden auf der Anhöhe zwei Mann Wache zurük gelassen.

Die eigene Heerde der Räuber befand sich in dem Kraal; wir hätten leicht das Wiedervergeltungsrecht an ihnen ausüben und sie wegtreiben können; nach dem Kriegsrecht war auch eine solche Plünderung erlaubt; wir wollten aber keinen übeln Gebrauch von unserm Sieg machen, die Leute zur Ver-

zweifelung bringen und zu neuen Missethaten reizen. Es wurde beschlossen, uns blos statt des geschlachteten Ochsen einen andern zu nehmen und alle übrigen Thiere ihnen zu lassen.

Wir riefen nunmehr unsere Wachen ab und traten unsern Rükmarsch an, der aber bei unserer und unseres Viehes Ermüdung sehr langsam ging. Wir waren daher in beständigen Sorgen vor einem Hinterhalt oder Ueberfällen. Um uns dagegen zu sichern, ließen wir einen Vortrab vor uns hergehen, und untersuchten alle Gebüsche und Anhöhen, ehe wir unser Vieh dahin trieben.

Die Wilden ließen indessen den ganzen Tag nichts von sich sehen. Als die Nacht heran kam, lagerten wir uns mitten in einer Ebene, und ließen in einem weiten Kreis viele Feuer anzünden. Bei dem hellen Schein, den sie verbreiteten, konnten wir weit umher sehen, und waren vor Ueberfällen gesichert. Das Zelt stand in der Mitte des Kreises, und ausser den Wachtfeuern brannte neben denselben noch ein besonderes.

Alles blieb ruhig bis gegen zehn Uhr. Jezt aber wurden auf einmal unsere Hunde ängstlich, und wekten uns durch ihr Winseln. Ich horchte und hörte einen Löwen brüllen. Sogleich standen wir auf, thaten einige Flintenschüsse, verscheuchten dadurch den ungebetenen Gast und legten uns wieder schlafen.

Bald darauf geriethen wir durch die ungewöhnlichen Bewegungen der Thiere in neue Besorgniß. Sie stürzten sich mit schreklichem Lärm auf einander, warfen sich hin und her und brüllten fürchterlich. Anfangs glaubten wir, der Löwe nähere sich wieder und thaten einige Schüsse, um ihn zu vertreiben. Doch die Art, wie noch immer die Ochsen ihre Furcht äußerten, kündigte uns andere Feinde an. Ich hörte zugleich außen an der Deke des Zeltes einen Schall, als ob etwas daran schlüge oder darauf fiele.

Obgleich die Hunde sich sehr unruhig dabei bezeigten, so achteten wir doch nicht sonderlich darauf, weil wir schon oft ein ähnliches Pochen, und zwar von großen Käfern gehört hatten, die blindlings auf das Zelt zuflogen. Wir blieben daher ruhig auf unsern Matten liegen; doch da ich auf einmal fühlte, daß der Mantel, mit dem ich mich zugedekt hatte, von etwas getroffen wurde, so strekte ich die Hand aus und faßte zu meiner Verwunderung einen Pfeil.

Offenbar war es ein Angriff von den Buschmännern. Sie waren uns gefolgt, hatten die Dunkelheit der Nacht benuzt und schossen mit ihren Pfeilen nach uns. Ich rief: Zu den Waffen! und in einem Augenblick waren meine sämtlichen Begleiter in Vertheidigungsstand. Da das besondere Feuer, das bei unserem Zelte brannte, alles um uns her zu hell machte, und uns dadurch zu sehr den Pfeilen

aussezte, so wurde es ausgelöscht. Nunmehr befanden wir uns in der Mitte des Kreises, beinahe ganz im Dunkeln; durch den Schein der Feuer um uns her konnten wir aber alles bemerken, was in unserer Nähe vorging. Niemand von uns zeigte sich; die Wilden aber fuhren fort, von Zeit zu Zeit auf mein Zelt zu schießen.

Unsere Leute wollten diesem Spiel ein Ende machen; ich rieth ihnen aber, sich ganz ruhig zu verhalten. Unser leeres Zelt, das durch seine weiße Farbe allein den Wilden in die Augen fiel, diente den Schüzen zum Ziel, und sie verschossen an denselben, ohne uns zu beschädigen, alle ihre Pfeile. Es war voraus zu sehen, daß ihre Köcher bald leer seyn und sie schon durch diesen Umstand allein gezwungen seyn würden, sich zurük zu ziehen.

Meine einzige Besorgniß war nur noch, sie möchten ihre Ueberlegenheit an Menschenzahl zur Umringung unsers kleinen Häufchens benuzen; und hätten sie das muthig unternommen, so wären wir alle verloren gewesen. Allein so weit reichte ihre Kriegskunst nicht: Alle Pfeile kamen von Einer Seite her; sie standen also immer unzertheilt auf einem Haufen. Das Zelt diente uns zur Schuzwehr dagegen; die wenigsten Geschosse erreichten es aber, sondern fielen zwanzig Schritte davon zur Erde.

Alles ging, wie ich es gedacht hatte. Nach und nach nahmen die Pfeile ab, und nur von Zeit zu Zeit kam noch einer geflogen. Bald machte nun die Morgendämmerung dem Angriff gänzlich ein Ende. Unbewaffnet, wie sie jezt waren, standen die Wilden in großer Gefahr, und wir hätten wirklich, wenn wir ihnen hätten nachsezen wollen, eine große Menge tödten können; aber wozu hätte es uns geholfen? Wir hatten unsere Thiere wieder, und es war ihretwegen ohnehin schon Blut genug vergossen worden?

Siebzehn Pfeile staken in dem Zelt, und rings umher war der Boden ganz damit bestreut. Wir lasen sie zusammen und verbrannten sie, damit nicht aufs neue Gebrauch davon gemacht werden konnte. Alle waren vergiftet. Zwei Ochsen, die davon leicht verwundet waren, mußten daher geschlachtet werden. Dieß geschah. Wir brieten einen Theil ihres Fleisches, gaben einen andern Theil unsern Wegweisern mit auf den Weg, bepakten mit dem übrigen unsere noch unverlezten Ochsen und sezten unsern Rükmarsch fort.

Von jener Nacht an hatten wir vor den Räubern Ruhe, ob wir gleich stündlich einem neuen Angriff entgegen sahen. Abends besonders war uns nie ganz wohl zu Muthe; je näher wir aber unsern zurükgelassenen Leuten kamen, desto weniger hatten wir zu besorgen. Am dritten Tag endlich erreichten wir sie wieder und hielten triumphirend unsern Einzug im Lager.

LII.

Eintritt der Regenzeit. Ihre Ankunft in der Kapstadt.

Wir durchzogen nunmehr nach einigen Tagen, die unserer Erholung gewidmet waren, das Land der Klein-Namaquas, und erreichten endlich zu unserer nicht geringen Freude das Land der Hottentoten, und die ersten Wohnungen holländischer Kolonisten, die sich unter ihnen angesiedelt hatten. Jezt war uns endlich wieder vergönnt, mit Europäern europäische Sprachen zu sprechen und nach europäischer Art zu essen. Unsere schönsten und besten Gemüse sind von den Holländern nach dem Kap verpflanzt worden. Man hat da Erbsen, Salat, Kohl, besonders vortrefflichen Blumenkohl, Erdäpfel, Pfirschen und Weintrauben. Dieß alles hatten wir seit langer Zeit entbehrt, und seit unserm Schiffbruch waren uns keine andern als Milch- und Fleischspeisen zu Theil geworden. Am schmerzlichsten vermißten wir dabei unser von Kindheit an gewohntes Brod, das wir jezt wieder zum erstenmal zu essen bekamen, und mit unbeschreiblicher Wonne kosteten.

Ein Glük für uns war es, daß wir noch zu rechter Zeit den Oranjestrom passirt hatten, denn auch in diesen Gegenden fing jezt die Regenzeit an. Wetter folgten auf Wetter, und Regengüsse stürzten fort und fort aus den Wolken herab. Die kleinsten Bäche wurden zu reißenden Strömen, die Bäume,

Vieh, und was sie ergriffen, mit sich fortführten. Unaufhörlich rollte der Donner, die ganze Natur schien ihrer Zerstörung entgegen zu sehen. Unser Zelt vermochte nicht dem strömenden Regen zu widerstehen; alles, was wir hatten, und wir selbst, wurde völlig durchnäßt; unser Vieh zerstreute sich, und suchte ein Obdach in den Wäldern. Niemand konnte ihm folgen; niemand vermochte es beisammen zu halten.

Wir flüchteten uns aus unsern Zelten in die Wohnungen der Kolonisten, und überließen unsere Thiere ihrem Schicksal, bis der Regen etwas nachgelassen haben würde; er hielt aber mehrere Tage lang mit solcher Heftigkeit an, daß wir nicht auszugehen vermochten. Eine ganze Woche lang mußten wir uns eingezogen halten, und als endlich die Regengüße etwas minder anhaltend herab strömten, stand das ganze Land unter Wasser. Wir mußten ihm Zeit lassen, sich zu verlaufen; aber es ging langsam, denn jeden Tag brüllten neue Donnerwetter mit Pazregen begleitet, und die Blize schlugen rechts und links Bäume darnieder und zersplitterten die Felsen.

Endlich war es uns vergönnt, wieder auszugehen. Wir suchten unsere Heerde auf; allein der vierte Theil derselben fehlte. Wahrscheinlich hatten die Thiere sich verlaufen, oder waren ein Raub der Hiänen, Panther und Löwen geworden: zwei un-

serer schönsten Stiere fanden wir auch todt in den Fluthen.

Kaum hatten sich die wilden Wasser verlaufen, so erschien die ganze Natur in einem neuen Gewande. Wo man vorher nichts als dürre Wüsten sah, da breiteten sich jezt die schönsten grünen Teppiche aus, alles wurde lebendig, alles grünte frisch und freudig. Auch in uns erwachte neues Leben und neuer Muth zur Fortsezung unserer Reise. Wir entschädigten unsere holländischen Wirthe nicht blos durch die Erzählung unserer Abentheuer, die sie sehr zu interessiren schienen, sondern wir bezahlten sie auch theils baar, theils ließen wir ihnen Vieh zum Ersaz desjenigen zurük, daß sie uns zu Liebe während unsers Aufenthaltes unter ihren Dächern geschlachtet hatten.

Wir sagten ihnen Lebewohl, und traten, theils zu Fuß, theils auf Ochsen reitend, unsere Reise nach der Kapstadt an.

Unser Weg führte uns vor vielen kleinen Kraalen von Hottentoten bewohnt, vorbei. Einige bestanden nur in vier bis fünf Hütten. Die Eigenthümer besaßen eine mächtige Heerde Schafe, und einige Ochsen und Kühe, von welchen sie lebten. Sie bauten dabei ein Stük Land zu ihrem Gebrauch an, und zur Zeit der Aussaat und der Erndte verdingten sie sich größtentheils zur Arbeit an

die Kolonisten, die sie mit Tabak und Branntwein bezahlten.

Die Hottentoten sind von sehr dunkler Farbe, aber nicht schwarz. Männer und Weiber gehen in ihren Dörfern beinahe ganz nakt; nur um den Leib allein haben die Männer eine leichte Bedekung, die Weiber aber eine Art Rok, der vorne bis auf die halben Schenkel, hinten aber bis zu den Fußknöcheln hinabreicht. Zur Regenzeit hängt auch über ihre Schultern herab ein langer Mantel aus Thierfellen. Hals und Lenden sind bei beiden Geschlechtern reich mit Korallenschnüren und anderm Schmuk verziert; um Arme und Beine aber winden sich Ringe von Metall oder Riemen, auch bisweilen Korallengewinde.

Ein Trupp solcher Leute diente uns zu Führern auf unserer Reise nach der Kapstadt. Die Männer trieben unser Vieh; von den Weibern wurden die Kühe gemolken, und aus der Rahm Butter und Käse bereitet, die wir uns mit einem ansehnlichen Brodvorrath, den wir bei den Kolonisten gekauft hatten, wohl schmeken ließen.

So erreichten wir nach ungefehr einem Monat, von unserer Abreise aus der ersten Kolonie an gerechnet, endlich wohlbehalten die Kapstadt, wo unser Einzug nicht wenig Aufsehen erregte.

Unentschlossen, wo wir uns einquartiren sollten, schlugen wir unser Zelt auf einem freien Plaz in der Stadt auf; unser Vieh aber blieb unter der Aufsicht der Hottentoten vor der Stadt auf der Weide. Nie fehlt es zur Regenzeit in jenen Gegenden an Futter; wir waren daher seines Unterhalts wegen nicht in Verlegenheit.

Noch waren wir mit der Aufrichtung unseres Zeltes beschäftiges, als wir ganz unerwartet auf das angenehmste durch einen Besuch unseres braven Kapitains überrascht wurden, der indessen nach hundert überstandenen Gefahren glüklich das Vorgebürge der guten Hofnung mit seinem Boot und seinen wenigen Begleitern erreicht hatte. Er eilte mit offenen Armen auf uns zu, umhalsete und herzte uns. Wir erzählten uns in der Kürze unsere Abentheuer, und hatten dabei tausende von Einwohnern, die sich neugierig in einen Kreis um uns herumdrängten, zu Zuhörern.

Der Kapitain war schon seit mehr als einem Monat angelangt, und hatte bei unserm langen Verweilen beinahe ganz die Hofnung aufgegeben, uns wieder zu sehen. Das Aufsehen, welches unsere Ankunft in der Stadt machte, verbreitete die Nachricht davon bald bis zu ihm. Er ahndete gleich, daß die neuen Ankömmlinge seine lang ersehnte Mannschaft sey, und eilte uns entgegen.

Durch seine Vermittelung wurden wir bald sämtlich bei Kaufleuten und in andern Privathäusern einquartirt, denn in der Kapstadt sieht man weder Gasthöfe noch Kaffeehäuser. Unser Vieh verhandelten wir an die Fleischer, die uns für manchen Ochsen, der uns kaum einige Nägel gekostet hatte, funfzehn Thaler bezahlten. Wir besaßen noch bei unserer Ankunft in der Kapstadt über 150 Stük, nebst einer bedeutenden Anzahl Kühe.

Jezt, da es dem Kapitain nicht mehr an Leuten fehlte, miethete er ein Schiff zur Abholung seiner zurükgelassenen Ladung. Lieutenant William begleitete ihn. Ich aber blieb nebst Emmerich und einigen andern Reisenden in der Kapstadt zurük, wo wir seine Zurükkunft erwarten wollten.

LIII.

Beschreibung der Kapstadt. Schilderung ihrer Bewohner. Es wird der Tafelberg bestiegen. Entflohene Sklaven auf demselben.

Ich logirte nebst meinem Freund Emmerich sehr angenehm bei einem Kaufmann in einer der gangbarsten Straßen, die wir der ganzen Länge nach übersehen konnten, denn die Kapstadt ist vollkommen regelmäßig gebaut. Alle Gassen sind gerade und durchschneiden sich in rechten Winkeln; nur Schade, daß sie schlecht gepflastert, und deswegen nicht ganz so bequem sind, als es zu wünschen wäre.

Unter unserm Fenster sahen wir täglich eine bunte Menschen-Menge vorüber wandeln: Holländer, Engländer, Franzosen, Hottentoten, Neger, Malaien und andere Indianer.

Die Holländer am Kap sind groß, stark, muskulös, bei weitem nicht so phlegmatisch wie in ihrem Vaterlande. Sie haben meistens hübsche Töchter und liebenswürdige Weiber, die durch ihre Gutmüthigkeit, ihre Vertraulichkeit, ihr lebhaftes Wesen sehr angenehm im Umgang werden. Ihre Gesellschaft machte uns weit mehr Vergnügen, als die in Ueberfluß besezte Tafel. Indeß ihre Eheherren sich begierig ihrer Eßlust überließen, und Glas auf Glas leerten, unterhielten wir uns mit den Damen weit angenehmer; durch Gesang und Saitenspiel verschönerten sie uns manche Stunde. In der Kapstadt spielt jede gut erzogene Holländerin Klavier; und ist sie von der Natur mit einer angenehmen Stimme beschenkt worden, so bleibt ihre Anlage zum Gesang nie unausgebildet. In den meisten Gesellschaften hört man daher Musik, und begreiflich werden sie dadurch um viel reizender.

Sehr oft begleiteten wir unsere freundliche Hauswirthin auf ihren Spaziergängen in dem reizenden Garten der ostindischen Kompagnie, wo der Sammelplaz der ganzen hiesigen schönen Welt ist. Man hält in der Kapstadt viel mehr auf Spaziergänge als auf

Spazierfahrten; man sieht daher auch nur wenige Kutschen. Hat man Reisen zu machen, so bedient man sich dazu bedekter Wagen. Indessen rollen doch auch bisweilen vier- und sechsspännige Staatswagen durch die Straßen.

Schwere Lasten werden am Kap meistens durch Ochsen fortgeschafft. Oft sind vierzehn, sechzehn, und wenn die Wege schlecht sind, auch noch mehr zusammen gespannt. Die Hottentoten, Malaien und Kapsklaven wissen diese Thiere trefflich zusammen zu halten. Einer von diesen Leuten sezt sich auf dem vordern Theil des Wagens oder auf die Ladung, und regiert mit einer außerordentlich langen Peitsche, die er deßwegen auch mit beiden Händen halten muß, die Ochsen mit großer Geschiklichkeit. Oft müssen sie nach dem Sinn des Fuhrmanns traben und sogar galloppiren, welches mit europäischen Ochsen nicht leicht angehen würde. Man muß aber auch zugeben, daß schon von Natur das Rindvieh im heißen Afrika weit munterer ist, als in unserm kälteren Europa. Die große Peitsche, das einzige Instrument, womit die Führer das Gespann leiten, wissen sie so geschikt zu gebrauchen, daß sie die Ochsen mit der größten Genauigkeit um eine Eke lenken, und selbst das vorderste Paar treffen können, wo sie nur wollen. Nicht minder geschikt wissen diese Fuhrleute auch mit den Pferden umzugehen.

Von

Von unserer Wirthin und ihrem Gatten begleitet, besahen wir auch die sehr starken und regelmäßigen Festungswerke, welche die Kapstadt und den Hafen deken. Wie manche angenehme Stunde verdankten wir unsern Spaziergängen an der Tafelbai, wenn die untergehende Sonne mit ihren lezten Strahlen die Kapstadt, den hohen Tafelberg und die vor Anker liegenden Schiffe vergoldete. Erst, wenn es anfing zu dunkeln, gingen wir in die freundliche Stadt zurük. Die meistens aus Steinen aufgeführte, selten über zwei Stok hohen Häuser, in welchen die größte Reinlichkeit herrschte, erfüllten uns durch ihren Anblik immer mit neuem Vergnügen.

An Sonntagen besuchten wir bald die größere reformirte, bald die kleinere lutherische Kirche; auch besahen wir mehrmals das schöne Hospital, das eine Zierde der Stadt ist, und in Verbindung mit dem Garten der ostindischen Kompagnie steht, in welchem die Genesenden die reine und gewürzreiche Luft einathmen, die ihnen von einer Menge wohlriechender Pflanzen und Blüthen entgegen weht. Nicht aber blos in diesem Garten allein; auch in hundert andern duften um die Kapstadt her, zahllose Orangenbäume. Ihre köstlichen Früchte sind daher auch so wohlfeil, daß man das ganze hundert Orangen mit zwei Groschen bezahlt.

Unser angelegentlichstes Geschäfte war aber, während unsers Aufenthaltes in der Kapstadt, die Besteigung des Tafelbergs, der wahrscheinlich diesen Namen daher hat, weil sein Gipfel flach wie eine Tafel ist. Er erhebt sich eine Stunde hinter der Stadt bis zu einer Höhe von 3600 Fuß über die Meeresfläche, und es werden mehr als zwei Stunden erfordert, ihn zu besteigen.

Wir vereinigten uns mit einer Gesellschaft anderer Fremder, und nahmen aus der Stadt einen Führer an, den wir mit Weinflaschen und Proviant reichlich beluden. Wir waren so glüklich, einen ziemlich heitern Tag zu treffen; die Reise bis an den Fuß des Berges war daher sehr angenehm. Kaum aber hatten wir angefangen, ihn zu besteigen, so stürzte unser Führer über ein Felsenstük, und alle unsere Weinflaschen gingen in Trümmer. Dieser Unfall brachte uns beinahe um alles Vergnügen, das wir uns versprochen hatten, denn bei der Fortsezung unserer Reise hatten wir so sehr von Hize und Durst zu leiden, daß wir mehr als einmal in Versuchung geriethen, wieder umzukehren. Unser Führer rieth uns, einen kleinen Kieselstein in den Mund zu nehmen, und Binsen zu kauen. Dies verschafte uns auch wirklich einige Linderung, und wir erreichten glüklich die Spize des Berges, wo wir ein großes Wasserbehältniß antrafen, in welchem wir unsern

brennenden Durst löschten. Die weite und reizende Aussicht, die wir hier genossen, entschädigte uns vollkommen für die ausgestandenen Beschwerlichkeiten und für alles, was wir gelitten hatten.

Die regelmäßigen Straßen der Stadt, die Gebäude und Gärten, das Schloß und die Forts, nebst drei und zwanzig Kriegsschiffen, die gerade in der Bai vor Anker lagen — dies alles schien dicht unter unsern Füßen zu seyn, und gewährte einen unbeschreiblich schönen Anblik.

Das Heruntergehen wurde uns beinahe eben so schwer, als das Hinaufsteigen. Wir sahen auf unserm Rükweg einige entlaufene Neger rings um ein Feuer sizen, daß sie an dem jähen Abhang eines fürchterlichen Felsen angeschürt hatten, wo ihre Herren ihnen unmöglich beikommen und sie zurükholen konnten.

Die Negersklaven werden am Kap mit solcher Schonung behandelt, daß sie ihr Herr nicht einmal selbst züchtigen darf, sondern sie, wenn sie Fehler begangen haben, der Obrigkeit zur Bestrafung übergeben muß. Legt er selbst Hand an dieselben, und er wird von ihnen belangt, so kann er gezwungen werden, sie zu verkaufen. So günstig aber die Geseze den Sklaven sind, so leicht ist es, sie zu vereiteln; denn kann nicht der Sklave an einen noch viel härtern Herrn, vielleicht sogar an die unbarm-

herzigen Besizer der Zukerplantagen in Westindien verhandelt werden? Und welcher grausamen Behandlung ist er nicht ausgesezt, bis seine Klage untersucht und die Sache entschieden ist? Viel lieber entschließen sich daher die Sklaven, die mit allzugroßer Strenge behandelt werden, oder sich wegen eines begangenen Verbrechens vor der gesezlichen Strafe fürchten, auf den Tafelberg zu entfliehen, wo sie freilich ein elendes, aber doch freies Leben führen. Sie leben da von Kräutern, Wurzeln, von Vögeln und andern kleinen Thieren, die sie fangen; vorzüglich aber vom Raub, denn in der Nacht streifen sie oft in der Stadt und in der benachbarten Gegend umher und bestehlen die Einwohner. Sie finden noch überdem einige Unterstüzung bei ihren ehemaligen Mitsklaven, die ihnen Fleisch, Brod und andere Lebensmittel verschaffen. In einem Lande, wo man zwölf Pfund Hammelfleisch für einen halben Gulden, und einen ganzen Ochsen für funfzehn Thaler kauft, wird nicht sparsam mit solchen Lebensmitteln umgegangen; das Gesinde im Haus hat daher immer so viel, daß es einen Theil davon abgeben kann. Oft aber werden die armen Entlaufenen von falschen Freunden auch verrathen und wieder eingefangen. Ihr Schiksal ist alsdann zu beklagen; denn die Flucht wird nicht nur öfters durch sehr strenge körperliche Strafen geahndet, sondern sie werden auch, damit sie nicht aufs

neue entlaufen können, gemeiniglich an fremde Sklavenhändler verkauft.

Diesen entlaufenen Sklaven verdankt man bisweilen des Nachts in der Kapstadt ein sehr schönes Schauspiel auf dem Tafelberg. Oft wird nämlich durch ihre Feuer das dürre Gras auf dem Berg ergriffen; hohe Flammen lodern dann weit umher in die Luft empor, und laufen bald nach dieser, bald nach jener Seite. So scheint nun der ganze majestätische Berg illuminirt, und gewährt den seltensten Anblik.

Wir erreichten müde, aber glüklich genug wieder den Fuß des Berges, und kehrten besser zufrieden mit dem lezten, als mit dem ersten Theil unserer Reise, nach der Kapstadt zurük.

LIV.

Kap- oder Constantiawein. Südostwind auf dem Kap.

Noch machten wir während unsers Aufenthaltes in der Kapstadt einen Ausflug nach Constantia, einem kleinen Dorfe drei Stund weit von der Kapstadt, wo die beste Sorte des vortrefflichsten Weins gebaut wird, der unter dem Namen Kapwein nach allen Welttheilen verführt wird.

Es ist dieser Wein theils roth, theils weiß, und ungemein lieblich von Geschmak. Alle Weinberg-

um Constantia waren damals ein Eigenthum der holländischen Kompagnie, die mit dem Ertrag einen sehr einträglichen Handel trieb. Sehr vielen andern Wein, der am Kap gezogen wird, geben aber die Einwohner ebenfalls für Constantiawein aus. Von diesem konnte man zu jener Zeit vierzig Flaschen für drei spanische Thaler haben, und sich also mit sehr geringen Kosten gütlich damit thun. Desto theurer aber sind am Kap die spanischen, französischen und andere europäischen Weine. Der Kapwein verliert durch das Verführen außerordentlich viel von seiner Güte; wer ihn ganz so gut genießen will, als ihn die Natur hervorbringt, der muß ihn am Kap selbst trinken, und nicht von dem ältesten wählen, denn er hält sich nicht, und nach fünf Jahren ist seine ganze Kraft und sein Wohlgeschmak dahin.

Der Wein ist in jener Gegend kein einheimisches Gewächs. Die ersten Reben wurden aus Madera, oder, wie andere behaupten, aus Burgund oder aus Persien dahin gebracht, und gediehen bald über alle Erwartung.

Der Constantiawein ist süß, wie die spanischen Weine; es werden aber auch verschiedene Gattungen säuerlicher Weine gebaut, wie der Rheinwein, die ebenfalls stark gesucht sind.

Am Kap wird auch Bier gebräut; aber es ist schlecht. Desto mehr wird das europäische geschäzt,

das stark nach dem Kap verführt und gut bezahlt wird. — Die Weinberge von Constantia liegen hinter dem Tafelberg, den wir daher während unserer Reise beständig zur Seite hatten.

Es war mir leid, daß mein Aufenthalt in der Kapstadt gerade in eine Zeit fiel, wo ich ein sehr merkwürdiges Phänomen an diesem Berge nicht beobachten konnte. — So oft sich nämlich der stürmische Südostwind, von dem wir auf unserer Reise befallen wurden, und so viel zu leiden hatten, am Kap einstellen will, kündigt er sich durch eine kleine weiße Wolke an, die an der Spize des Tafelberges hängt. Bald wird die Luft um ein merkliches frischer, und die Wolke vergrößert sich. In kurzem wird sie so groß, daß der ganze Berg davon bedekt ist. Schnell zieht sich diese Wolke über die Kapstadt zusammen und bedekt sie drohend mit Finsterniß. Aber anstatt Regenfluthen über sie auszugießen, zertheilt sie sich allmählig, und verdünstet so ganz, daß nichts mehr von derselben wahrzunehmen ist.

In der Kapstadt kann man öfters, wenn dieser Wind sich erhebt, kaum von einem Ende der Straße zum andern gehen. In allen Häusern werden auf das schnellste Fenster, Thüren und Fensterläden verschlossen; dessen ungeachtet dringt der Staub in Kleiderschränke und Koffer. — So schädlich aber auch der trockene Südoststurm für die Kapstadt und die

Schiffe im Hafen wird, weil er nicht selten die Häuser abdekt und viele Fahrzeuge an den Strand jagt, so nüzlich beweis't er sich wieder dadurch, daß er die Stadt von den faulen und giftigen Dünsten säubert, die aus einer Menge Unreinigkeiten entstehen, welche sich am Strande sammeln. Am Kap benuzt man weder die Eingeweide, noch die Füße und Köpfe des Schlachtviehes: die Fleischer werfen allen diesen Abgang vor dem Schlachthaus hin und lassen ihn verfaulen. Auf solche Art wird die Luft in hohem Grad verpestet, und wenn in der heißen Jahreszeit der Südostwind diese giftigen Dünste nicht fortführte, so würden viele epidemische Krankheiten daraus entstehen.

LV.

Fortsezung der Reise. Madagaskar. Ankunft in Bombay.

Ich hatte mir vorgenommen, noch länger auf dem Kap zu weilen, und die Sitten der Hottentoten und Kafern genauer zu studieren; allein ein Schiff, das aus Europa anlangte, und schon nach acht Tagen seine Fahrt weiter nach Ostindien fortzusezen gedachte, nöthigte mich, meinen Aufenthalt abzukürzen. Ich wollte diese erwünschte Gelegenheit, meinem Bestimmungsort vollends zuzueilen, nicht unbenuzt vorüber gehen lassen. Die lezten Tage wurden daher dazu verwendet, mich mit allem, was

mir

mir zu der Fortsezung meiner Reise am unentbehrlichsten schien, in der Kapstadt zu versorgen, alle meine übrigen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und endlich Abschied von meinen Reisegefährten und meinen neuen Freunden zu nehmen. Ich hinterließ auch vor meinem Abgang ein Schreiben an unsern biedern Kapitain, der, wie ich in der Folge erfuhr, alles, was wir bei unserm lezten Schiffbruch vergraben hatten, glüklich wieder vorfand, und nach dem Kap in Sicherheit brachte.

Nach acht Tagen bestieg ich das Schiff. Den folgenden Tag wurden die Anker gelichtet, und wir umsegelten mit einem günstigen Wind vollends die Südspize von Afrika.

So gefahrvoll unsere Reise bis zum Kap gewesen war, so glüklich und schnell ging sie von jezt an von Statten. Wir liefen bald in dem Kanal von Mosambique ein, der die Insel Madagaskar von der Ostküste von Afrika trennt.

Diese große Insel wird von einer Menge kriegerischer und gefährlicher Völkerschaften bewohnt, die sich nie unter das Joch der Europäer schmiegen wollten. Oft schon suchten die Franzosen Kolonien auf Madagaskar anzulegen, aber immer wurden sie von den Landesbewohnern überfallen und vernichtet. Hier fand auch seinen Tod der Graf Benjowsky, der sich berühmt gemacht hatte durch seine Verschwö-

rung auf Kamtschatka, und durch seine Flucht. Er wollte im Namen der französischen Regierung dort eine Niederlassung gründen, wurde aber von dem Gouverneur der Insel Bourbon, die östlich von Madagaskar liegt, nicht gehörig unterstüzt, in seinen Planen vielmehr gehindert, angeschwärzt bei den Ministern, angegriffen und bei der Erstürmung einer Schanze, die er vertheidigte, getödtet.

Der Besiz von Madagaskar würde für die französische Nation von hohem Werthe gewesen seyn, denn diese Insel ist ungemein fruchtbar. Sie hat im Ueberfluß Vieh und andere Lebensmittel; sie trägt Pfeffer und Baumwolle, und liefert Wachs, Seide, Metalle und Edelsteine. Die Bewohner sind schwarz und haben wollenartige Haare wie die Neger. Ihre Beschäftigung ist Viehzucht und Ackerbau; ihre Religion ist die heidnische.

Der Insel Madagaskar gegenüber bespült das Meer die Küste Mosambique und Sanguebar, die vorzüglich von den Portugiesen besucht und benuzt wird. Sie soll sehr fruchtbar und gut bewässert seyn; man kennt aber ihre eigentliche Beschaffenheit nur wenig, weil die Portugiesen, die andern Nationen davon entfernt zu halten suchen, und sehr geheimnißvoll damit sind. Nur so viel weiß man, daß das Land in viele kleine Staaten getheilt ist, und die Einwohner muhamedanische Araber sind. Die besten und bekann-

testen Städte der Portugiesen auf dieser Küste sind Mosambique und Melinde. Beide haben treffliche Häfen. — Oestlich von Melinde liegen die Comorrischen Eilande der Nordspize von Madagaskar gegenüber. Sie sind fruchtbar und ziemlich bevölkert. Auch hier sind die Einwohner muhamedanische Araber, mit heidnischen Negern untermischt, die von dem Feldbau leben. — Weiter nördlich liegen nahe an der Küste von Sanguebar die Inseln Monsia, Pemba und Mombasa, und weit östlich von denselben die Admiranten und Sechellen Inseln. In leztern könnte sich ansiedeln wer da wollte, denn sie sind unbewohnt, obgleich sehr fruchtbar. Man hat Versuche gemacht, ob sich da nicht Gewürznelken und Muskatbäume ziehen ließen, und siehe, sie kamen herrlich fort. — Die Admiranten rechnet man noch zu den portugiesischen Besizungen.

Mit immer günstigem Winde erreichten wir die Strasse von Bab el Mandeb, die in das rothe Meer oder den arabischen Meerbusen führt.

Es ist dieses Meer voll Inseln und Klippen, die zum Theil unter dem Wasser verborgen sind, und die Fahrt auf demselben äußerst gefährlich machen. Auf der Westseite der Strasse Bab el Mandeb liegt das wenig bekannte, meist aus Sandwüsten bestehende Königreich Adel, und auf eben dieser Seite des rothen Meeres, weiter nördlich, erst Abissinien,

dann Nubien und endlich Egypten: dieses uralte, in der Geschichte so berühmte Land.

Wir schifften quer über die Strasse Bab el Mandeb weg, und befanden uns nun der Küste von Arabien gegenüber. — Es ist bekannt, daß Arabien in das peträische, das wüste nnd das glükliche Arabien eingetheilt wird. An der Ostseite des rothen Meeres liegt das peträische Arabien, das seinen Namen von der alten Hauptstadt Petra hat, an der Küste des indischen Oceans aber, der wir uns nun genähert hatten, zieht sich das glükliche Arabien hin. Lezteres verdient den Namen des glüklichen wegen seiner reinen Luft, seines guten Wassers, seines Ueberflusses an Erd- und Baumfrüchten, seiner Spezereien. Das wüste und peträische Arabien hingegen besteht größtentheils aus Wüsten, worunter im peträischen auch die Wüste des Berges Sinai gehört. Doch fehlt es am Euphrat und am persischen Meerbusen auch nicht an fruchtbaren Gegenden. — Arabien ist das Vaterland einer in ganz Europa wohlbekannten und sehr beliebten Frucht des Kaffees, der auch jezt in andern Gegenden, und besonders stark auf den antillischen Inseln und in Amerika überhaupt gebauet wird.

Die Einwohner von Arabien sind theils Beduinen, das heißt solche Araber, die unter Zelten wohnen, und mit ihrem Vieh von einem Orte zum andern ziehen, und zugleich Hirten, Jäger und Räuber sind; theils Mohren, oder solche, die in Dörfern und Städten sich angesiedelt haben. Die lezteren haben viel mehr Bildung, als die ersteren. Es fehlt bei ihnen nicht an ordentlichen Schulen, und ein Theil von ihnen verlegt sich mit glüklichem Erfolg auf die Wissenschaften. Beide Arten von Arabern stehen unter Fürsten, die sie Schechs nennen, und alle sind sie der muhamedanischen Religion zugethan.

Wir berührten nicht die arabische Küste, sondern steuerten gerades Weges nach Bombay, dem schon lang ersehnten Aufenthaltsort meines Oheims, und dem Ziel meiner gefahrvollen Reise.

Bombay ist eine große Stadt, die auf der Insel gleiches Namens, auf der Westküste der ostindischen Halbinsel, diesseits des Ganges, liegt. Sie gehört den Engländern; die Präsidentschaft Bombay hat davon ihren Namen, und es wird von hieraus ein einträglicher Handel mit Reis, Pfeffer, Kordomum, Sandelholz und andern Waaren geführt.

Unser Kapitain erzählte viel von diesem glüklichen Erdstrich. Ich hatte aber für nichts Sinn, als für die Wonne, die meiner in den Armen meines geliebten Oheims und seiner Familie wartete.

Schon entdekten wir in blauer Ferne die Küsten des alten berühmten Indiens; aber die einbrechende Nacht ließ sie uns nicht mehr erreichen. Wir mußten laviren, bis zum anbrechenden Tag, um nicht auf Klippen und Untiefen zu stranden. Wenig Nächte in meinem Leben wurden mir länger.

Endlich dämmerte das Morgenroth; wir näherten uns vollends der Küste; aber erst Nachmittags liefen wir in den schönen Hafen ein, in welchem eine Menge Schiffe vor Anker lagen, die nach Arabien, Persien und den Malediven Waaren verführten und zurükbrachten, auch zum Theil nach Europa und Hinter-Indien segelten.

Wir landeten, und ich betrat die volkreiche Stadt Bombay, die mehr als 150,000 Einwohner enthält. Ich fragte nach der Straße, in der mein Oheim wohnte; ich fand sie, und erkundigte mich weiter: man zeigte mir ein großes ansehnliches Haus. Mit pochendem Herzen zog ich die Gloke; ein Bedienter öffnete mir. Ist er zu Haus? fragte

ich hastig, und wollte mich zur offenen Thür hinein stürzen! —

Zu wem will der Herr? fragte mich trozig der grießgrämige Mensch, erhaschte mich beim Arm und ließ mich links um eine Schwenkung nach der Thür machen.

Ich stand ihm gegenüber und glühete vor Zorn über diese unverschämte Behandlung.

Weißt du, wer ich bin? schrie ich ergrimmt, und pakte ihn bei der Gurgel. Empfängt man so den Neffen des Herrn vom Haus? In demselben Augenblik schämte ich mich aber schon wieder meiner Hize, und ließ den Menschen los. Er trat zurük, und betrachtete mich höhnisch vom Kopf bis zu den Füßen. Der Herr wird mich doch nicht bereden wollen, fing er einen Augenblik darauf in einem verächtlichen Ton an, daß mein Herr der Oheim eines Passagiers von seinem Schlag ist?

Es wird sich das bald zeigen, erwiederte ich so gelassen als möglich. Melde er nur so schnell er kann den Vetter Julius aus Deutschland.

Nur mit Mühe konnte ich den Kerl bereden, meine Ankunft im Haus anzuzeigen. Er konnte es kaum über sich vermögen, seinem Herrn den Schimpf anzuthun, einen Landstreicher oder Bettler, für den er mich zu halten schien, als dessen nahen Blutsfreund anzusagen.

Sein Zaudern machte mich erst aufmerksam auf mich selbst und meinen Anzug. Auf meiner langen Reise war ich ganz gleichgültig gegen allen Kleiderstaat, und ich muß es erröthend bekennen, auch gegen die Reinlichkeit geworden. Meine Wäsche war schmuzig, meine Kleider waren abgetragen und in dem schlechtesten Zustand, mein Gesicht und meine Hände von der Sonne verbrannt.— Kein Wunder, wenn ich

in diesem Aufzug von dem Gesinde, das alle Fremde nach der Außenseite beurtheilt, für einen Vagabunden — vielleicht noch für etwas schlechteres, gehalten wurde. Ich hätte mich in Bombay erst mit frischer Wäsche und guter Kleidung versehen sollen, ehe ich mich unterstand, das Haus meines angesehenen Verwandten zu betreten; allein ich war zu ungeduldig, ihn zu sehen und in meine Arme zu schließen.

Kaum hatte der Bediente meinen Namen genannt, so eilte mein guter Oheim, so schnell er es vermochte, die Treppe herab mir entgegen. Er stuzte einen Augenblik über meine Figur; aber schon waren seine Arme gegen mich ausgebreitet. Julius — mein Julius! — schrie er, und flog mir um den Hals. Unter der Gewalt der Empfindungen erstarb seine Stimme. Auch ich konnte nur sprachlos an seinem Hals liegen, und Thränen der Freude weinen.

Komm, sprach er, komm mit mir zu den Meinigen, daß ich ihnen in dir den schon so lange und so sehnlich erwünschten lieben Gast zeige; daß sie sich alle deiner Ankunft freuen können, wie ich mich ihrer freue. — Doch nein, du mußt erst Zeit haben, dich zu erholen; mußt erst ausruhen von deiner langen und beschwerlichen Reise. — Schnell öffne man für meinen lieben Gast das blaue Zimmer. Komm, sprach er, indem er mich bei der Hand ergriff: du sollst, ehe eine Stunde vergeht, mit Bädern, frischer Wäsche und Kleidern in Ueberfluß versorgt seyn; alles sollst du bei mir finden, wie in dem Haus deines Vaters — ach, deines Vaters, meines lieben unvergeßlichen Bruders! O erzähle mir, erzähle mir recht viel von ihm und allen den seinigen!

Hier fingen nun die Fragen und das Erzählen an. Er begleitete mich auf mein Zimmer, und

ehe das Bad bereitet war, hatte er schon das Wichtigste von unserm Haus und meiner Reise erfahren.

Wirklich war ich in weniger als einer Stunde so gut gereiniget und gekleidet, daß ich meiner Muhme vorgestellt werden konnte, die mich mit gleicher Freundlichkeit empfing und mir ihre hoffnungsvollen Kinder vorstellte.

Die ersten Wochen meines Aufenthalts in Bombay waren lauter Feste, die mir zu Ehren angestellt wurden. Ich wurde umher geführt in den reizenden Umgebungen der Stadt, wo mein Verwandter viele prächtige Landhäuser und Gärten besaß; ich wurde in den vornehmsten Häusern eingeführt und gastlich bewirthet.

Erst später hin wurde ich auch in die Geschäfte meines Oheims eingeweiht. Eine Menge Handlungsgehülfen arbeiteten unter seiner Aufsicht und besorgten seinen ausgebreiteten Handel. Meine Bestimmung war, zur Beförderung desselben Reisen nach allen Theilen von Asien zu unternehmen; nur mußte ich mir erst vor allen Dingen hierzu die nöthigen Vorkenntnisse durch das Studium der Länderkunde, der gangbarsten Sprachen in denselben und anderer Wissenschaften erwerben.

Dieß geschah auch wirklich, und ich trat nach einigen Jahren meine neue Reise an. Ob ich aber die Beschreibung derselben bekannt machen werde, wird von dem Beifall abhangen, womit meine ersten Reiseabentheuer aufgenommen werden.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Julius merkwürdige Abentheuer auf seinen Reisen in fremde Welttheile ein Buch zur Beförderung der Länder- und Völkerkunde unter der Jugend

Bd.: 2

Nürnberg (1814)

Paed.pr. 51-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10758930-5